

TRANSFORMATION

WORKING PAPER SERIES

Demokratie braucht Raum

Place-Making als Impuls für soziale Teilhabe am Beispiel der
Kölner Bürgerzentren

Marie Sommerhage



Europa-Universität
Flensburg

| Norbert Elias Center (NEC)

2026

Working Paper #8

Zitiervorschlag

Sommerhage, Marie (2026). Demokratie braucht Raum – Place-Making als Impuls für soziale Teilhabe am Beispiel der Kölner Bürgerzentren. *Transformation Working Paper Series*, No. 08. Norbert Elias Center for Transformation Design & Research, Europa-Universität Flensburg, <https://doi.org/10.18716/ojs/twps/2026.12143>

Impressum

Copyright für diesen Text: Marie Sommerhage

Redaktion: Matthias Schmelzer und Maike Böcker

Satz: Max Wagner

Alle Working Paper sind frei erhältlich unter
www.uni-flensburg.de/nec/working-papers

Norbert Elias Center for Transformation Design & Research (NEC)

Europa-Universität Flensburg

Auf dem Campus 1

24943 Flensburg

Germany

Tel.: +49 461 805 2871

www.uni-flensburg.de/nec

ISSN 3052-2234 (online)

Demokratie braucht Raum – Place-Making als Impuls für soziale Teilhabe am Beispiel der Kölner Bürgerzentren

Städte sind zentrale Schauplätze gesellschaftlicher Transformationsprozesse und zugleich Orte verdichteter sozialer Herausforderungen. Im Kontext wachsender sozialer Ungleichheiten, zunehmender Individualisierung, globaler Migrationsdynamiken sowie eines erstarkenden Rechtspopulismus greifen demokratische Strukturen und das soziale Miteinander im sozialen Raum zunehmend unter Druck. Diese Entwicklungen äußern sich unter anderem in Polarisierung, Fragmentierung und einem schwindenden Vertrauen in demokratische Institutionen. Vor diesem Hintergrund gewinnen lokale, zivilgesellschaftlich getragene Orte an Bedeutung, die Räume für Begegnung, Teilhabe und gesellschaftliche Gestaltung schaffen und damit zur Stabilisierung demokratischer Kultur beitragen. Die vorliegende Arbeit widmet sich solchen alternativen Quartiersorten am Beispiel der Kölner Bürgerzentren. Im Fokus steht die Frage, wie diese durch soziale Praktiken hervorgebracht, genutzt und erfahren werden und inwiefern sie als Heterotopien im Sinne Foucaults verstanden werden können – als Gegenräume, die bestehende gesellschaftliche Ordnungen spiegeln, irritieren oder transformieren. Theoretisch verortet sich die Studie an der Schnittstelle von Quartiersforschung, Humangeografie und Transformationsforschung. Als analytischer Zugang dient der Place-Making-Ansatz, ergänzt durch das Place-Modell nach Relph (1976) und Vogelpohl (2014), welches Orte als Zusammenspiel von materiellen Gegebenheiten, sozialen Interaktionen und Bedeutungszuschreibungen begreift. Methodisch basiert die Untersuchung auf einem qualitative-explorativen Forschungsdesign im Sinne der Grounded Theory. Empirische Grundlagen bilden leitfadengestützte Interviews mit Leitungen und Nutzer*innen ausgewählter Kölner Bürgerzentren. Ziel ist es, die spezifischen Place-Making-Prozesse, Atmosphären und sozialen Dynamiken dieser Orte zu rekonstruieren, um ihr Potenzial für soziale Teilhabe und demokratisches Zusammenleben im Quartier herauszuarbeiten. Die Ergebnisse tragen dazu bei, Bürgerzentren als bedeutende zivilgesellschaftliche Infrastrukturen sichtbar zu machen und liefern praxisnahe Impulse für eine inklusive und demokratische Stadtentwicklung.

Author(s): Marie Sommerhage

Keywords: Place, Place-Making, Heterotopie, Bürgerzentren, Quartier, soziale Teilhabe, gelebte Demokratie

Democracy Takes Place – Place-Making as a Catalyst for Social Participation: the Example of Cologne’s Community Centers

Cities are key arenas of contemporary societal transformation while simultaneously concentrating a wide range of social challenges. Growing social inequalities, increasing individualization, global migration dynamics, and the rise of right-wing populism place mounting pressure on democratic structures and social cohesion in urban contexts. These developments manifest in processes of polarization, fragmentation, and declining trust in democratic institutions. Against this backdrop, locally rooted, civil society-driven initiatives are gaining importance as they create spaces for encounter, participation, and collective engagement, thereby strengthening democratic culture in everyday urban life. This study focuses on such alternative neighborhood places using the example of community centers in Cologne. It examines how these places are socially practiced, used, and experienced, and to what extent they can be understood as heterotopias in the sense of Foucault – as counter-spaces that reflect, challenge, or transform dominant social orders. The research is situated at the intersection of neighborhood studies, human geography, and transformation studies. Conceptually, it draws on the place-making approach, complemented by the place model developed by Relph (1976) and Vogelpohl (2014) which conceptualizes places as an interplay of material conditions, social relations and symbolic meanings. Methodologically, the empirical study follows a qualitative, exploratory research design grounded in Grounded Theory. The aim is to reconstruct specific place-making processes, atmospheres, and social dynamics of selected civic centers in Cologne and to assess their potential for fostering social participation and democratic coexistence at the neighborhood level. The findings contribute to understanding community centers as significant civil society infrastructures and provide practical insights for inclusive and democratic urban development.

Author(s): Marie Sommerhage

Keywords: place, place-making, heterotopia, civic centers, neighborhood, social participation, lived democracy

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	6
Tabellenverzeichnis	6
1. Einleitung	7
2. Forschungsstand	10
3. Theorie	14
3.1 Der phänomenologische Place-Begriff und seine Dimensionen	14
3.2 Place-Making als sozialräumlicher Aushandlungsprozess	18
3.3 Das Quartier als sozialräumlicher Kontext	21
3.4 Räume des „Anderen“: Heterotopien als alternative Ortskonzepte	22
3.5 Theoretischer Bezugsrahmen der Untersuchung	25
4. Forschungsfrage und Methodik	28
4.1 Qualitatives Vorgehen und Grounded Theory	29
4.2 Datenerhebung und Datenanalyse	31
4.3 Reflexion der methodischen Herangehensweise	35
5. Untersuchungsfeld: Die Kölner Bürgerzentren im Quartierskontext	37
6. Untersuchungsergebnisse	43
6.1 Normative Ausrichtung und Selbstverständnisse	44
6.2 Handlungsstrategien und Raumgestaltung	47
6.3 Nutzungspraktiken und Teilhabeformen	54
6.4 Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung	61
6.5 Typenbildung: Fallbezogene Besonderheiten	64
6.6 Kernkategorie: Responsivität als zentrales Raumprinzip	68
7. Diskussion	72
8. Fazit	92
Literaturverzeichnis	95
Anhang	103

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Place-Modell und analytischer Zugang (Vogelpohl 2014, S. 65)	17
Abbildung 2: Modell "Triangle of Place" (Diestelkamp 2020, S. 19).....	19
Abbildung 3: Standorte der beforschten Bürgerzentren in Köln.....	38
Abbildung 4: Bürgerzentrum Engelshof (Eigene Aufnahme).....	39
Abbildung 5: Kulturbunker Köln-Mülheim (Eigene Aufnahme).....	40
Abbildung 6: Bürgerzentrum Ehrenfeld (Eigene Aufnahme)	41
Abbildung 7: Bürgerzentrum Finkenbergr (Eigene Aufnahme).....	42

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Vergleichsmatrix der untersuchten Kölner Bürgerzentren.....	65
--	----

1. Einleitung

Städte sind geteilte Lebensräume, in denen Menschen arbeiten, wohnen und sich begegnen. Mehr als die Hälfte der globalen Bevölkerung lebt heutzutage im urbanen Raum (WGBU 2016, S. 412). Dabei birgt das städtische Zusammenleben neben alltäglichen Annehmlichkeiten wie Mobilität, Versorgung und Freizeitangeboten auch weitreichende soziale Herausforderungen. Die Alterung westlicher Gesellschaften, die Zunahme sozialer Ungleichheit, sich verschärfende Verdrängungsprozesse, Wohnraum-mangel sowie die Pluralisierung von Lebensstilen setzen Stadtbevölkerungen insbesondere im Globalen Norden zunehmend unter Druck (Beck & Schnur 2016, S. 36f.; Tappert 2022, S. 53; WGBU 2016, S. 7). In einer Gesellschaft, deren Lebensweisen und soziale Ungleichheiten maßgeblich durch das kapitalistische Wirtschaftssystem geprägt sind (Dörre et al. 2009), klafft die Schere zwischen arm und reich, zwischen Zentrum und Peripherie sowie zwischen Teilhabe und Ausgrenzung immer weiter auseinander. Dabei verändern globale Migrationsströme und flexibilisierte, globalisierte Arbeitsweisen den städtischen Lebensalltag vieler Menschen tiefgreifend. Während manche von den neu gewonnenen Freiheiten und der erleichterten Mobilität profitieren, erleben andere Marginalisierung, wachsende Unsicherheit und sozialen Abstieg (Beck & Schnur 2016, S. 36f.; Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 10). Gleichzeitig steigt der Erwartungsdruck gegenüber individueller Eigenverantwortung, was nicht selten zu Überforderung, Konkurrenzdenken und sozialer Distanzierung führt (Beck & Schnur 2016, S. 36f.). Die Individualisierung und soziale Stigmatisierung dieser Debatten provozieren gesellschaftliche Spaltungsprozesse und berühren das Fundament demokratischer Gesellschaften. So äußert sich die Erosion des sozialen Miteinanders nicht nur in einer „zunehmende[n] Polarisierung, Fragmentierung und Individualisierung“ (ebd., S. 37), sondern auch im Erstarken rechtspopulistischer Strömungen sowie im Vertrauensverlust in demokratische Institutionen (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 10; Selk 2023, S. 316). Als soziale Schmelztiegel werden Städte dabei zu unmittelbaren und alltäglichen Schauplätzen dieser Entwicklungen. So diagnostizieren Andreas Reckwitz (2017) eine „Gesellschaft der Singularitäten“ und Hartmut Rosa (2016) gesellschaftliche Entfremdung und „Resonanzverlust“.

Vertrauen „ist der Sauerstoff der Demokratie“ (Jangård 2023, Min. 57:19). Sie verankert sich nicht allein in bestimmten politischen Strukturen, Gesetzen und Verfahren, sondern vor allem in einer lebendigen Kultur und Haltung des Miteinanders. Wenn diese Pfeiler „gelebter Demokratie“ erodieren, verliert auch das demokratische System an Glaub- und Standhaftigkeit. Die Fragilität demokratischer Kultur zeigte sich zuletzt als gegenwärtige „Demokratiedämmerung“ (Selk 2023) anhand einer Reihe politischer Kippunkte: Das rechtsextreme Geheimtreffen zur „Remigration“ in Potsdam (CORRECTIV 2024), der Wahlerfolg der AfD bei der Bundestagswahl im Februar 2025 (Hauptmeier 2025) sowie ihre Einstufung als „rechtsextremistischer Verdachtsfall“ durch den Verfassungsschutz (Kehlbach 2025). Infolge des rechtspopulistischen und antidemokratischen Aufwinds entstanden zahlreiche zivilgesellschaftliche

sowie kommunale Initiativen, die sich verstärkt der Demokratieförderung widmen.¹ Sie alle eint das Bestreben nach der gesellschaftlichen Verankerung demokratischer Kultur und Teilhabe. Denn das Versprechen und die Realisierung gesellschaftlicher Partizipation erfordert konkrete lokale Kontexte (Dietz 2018, S. 413). Vor dem Hintergrund rechtspopulistischer und sozialer Fragmentierung braucht es somit Orte der Begegnung, Teilhabe und der gemeinschaftlichen Gestaltung, in denen demokratische Werte erfahrbar und lebendig bleiben (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 10; Tappert 2022, S. 53).

Solche Bestrebungen und gemeinschaftlichen Räume lokalen Engagements, die städtisches Zusammenleben neu denken und gestalten, entstehen vielerorts in urbanen Quartieren (Beck & Schnur 2016, S. 37; Dietz 2018, S. 413-416.). Die vorliegende Arbeit richtet den Blick auf ebendiese Stadträume, die Teilhabe jenseits etablierter Institutionen ermöglichen und vielfältige, alternative Perspektiven auf städtisches Leben eröffnen. Im Fokus stehen dabei zivilgesellschaftlich geprägte Quartiersorte, die in den städtischen Handlungsfeldern Kultur, Bildung und Versorgung agieren. Ausgangspunkt der Forschung ist ein konkretes Erkenntnisinteresse, das sich aus eigenen Erfahrungen im Raumprojekt der „blau:pause Flensburg“² speist. Dieser noch relativ junge Begegnungs- und Veranstaltungsort in der Flensburger Innenstadt steht stellvertretend für den gesellschaftlichen Bedarf und die Nachfrage nach „echten Orten“ (ZDF Magazin Royale 2024, Min. 20:26), die niedrighschwellig zugänglich, nicht-kommerziell und partizipativ sind. Vor diesem Hintergrund untersucht die vorliegende Forschung die Kölner Bürgerzentren als vergleichbare Orte, die in ihrer Zugänglichkeit, ihrem Raumangebot und normativem Selbstverständnis eine ausgeprägt zivilgesellschaftliche Ausrichtung aufweisen. Sie schaffen Raum für diverse Gruppen, ermöglichen lokale Mitgestaltung und aktivieren Engagement im Quartier.

Die vorliegende Arbeit bewegt sich an der Schnittstelle zwischen Quartiersforschung, Humangeografie und emanzipatorischer Gesellschaftsforschung. Im Fokus stehen alternative Quartiersorte, die soziale Teilhabe, Begegnung sowie Formen gelebter Demokratie im urbanen Alltag ermöglichen. Damit knüpft die Forschung an das zunehmende Erkenntnisinteresse der Transformationswissenschaft gegenüber Orten an, „die anders funktionieren als die Mainstream-Gesellschaft“ (EUF 2021). Exemplarisch für diesen Ortstyp stehen im Kontext dieser Studie die Kölner Bürgerzentren. Für die empirische Forschung fungiert Place-Making als zentraler Ansatz – verstanden als ein kollektiver, sozialer Prozess der Nutzung, Gestaltung und Bedeutungszuschreibung, in dessen Zuge Orte entstehen (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 2). Der Ansatz erlaubt die Betrachtung der Kölner Bürgerzentren als dynamische und sozial hergestellte Orte. Gestützt wird diese Perspektive durch das Place-Modell von Edward Relph (1976) und Anne Vogelpohl (2014), welche das Konzept im Rahmen der Quartiersforschung erweiterte. Der Ansatz versteht Place als Zusammenspiel von Materialität, sozialen Beziehungen und Bedeutungen.

¹ Sparkasse KölnBonn (2026). *Wir engagieren uns für Demokratie*. <https://www.sparkasse-koeln-bonn.de/de/home/meine-sparkasse/regionales-engagement/fuereinander-hier-demokratie.html> (letzter Zugriff am 17.03.2026)

² blau:pause Flensburg (2026). *Dein Begegnungsort in Flensburg*. <https://blaupause-flensburg.de/> (letzter Zugriff am 17.03.2026).

Damit eröffnet er die systematische und ganzheitliche Beleuchtung der örtlichen Place-Making-Prozesse in den Bürgerzentren. Die empirische Forschung stützt sich dabei auf einen phänomenologischen Zugang, der subjektive Raumwahrnehmungen und alltägliche Erfahrungen der Nutzer*innen fokussiert. Das Erkenntnisinteresse einer „räumlichen Andersheit“ der Kölner Bürgerzentren jenseits des institutionellen Stadtraums wird über Michel Foucaults (1967) Begriff der Heterotopie theoretisch erörtert. Heterotopien definieren Orte, die bestehende Gesellschaftsordnungen spiegeln, irritieren oder herausfordern. In diesem Zuge fragt die Arbeit nicht nur danach, wie genau Bürgerzentren praktiziert, genutzt und gestaltet werden, sondern welches Potenzial sie als symbolische Gegenräume für ein demokratisches Miteinander entfalten. Ziel dieser Arbeit ist es dahingehend, die Besonderheit und prozessuale Eigenlogik der Kölner Bürgerzentren als gemeinschaftlich gestaltete Quartiersorte zu charakterisieren. Dabei werden insbesondere ihre örtlichen Place-Making-Prozesse, Atmosphären sowie Wirkungsweisen in den Blick genommen, die schließlich Rückschlüsse über konkrete Gestaltungsimpulse und die Bedeutung demokratischer Stadtorte zulassen. Die empirische Forschung eröffnet damit eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis, indem sie theoretische Konzeptualisierung mit praxisnaher Raumanalyse verknüpft. Vor diesem Hintergrund leitet sich folgende Forschungsfrage ab:

Wie werden Bürgerzentren durch Place-Making-Praktiken praktiziert und erfahren und inwiefern lassen sie sich dabei als Heterotopien eines anderen urbanen Zusammenlebens verstehen?

Aufbau der Arbeit

Die Arbeit untersucht die örtlichen Place-Making-Prozesse im Kontext der Kölner Bürgerzentren und erörtert, inwiefern diese als heterotopische Orte verstanden werden können. Von Interesse sind dabei die im spezifischen Ortsgeschehen entstehenden Potenziale für soziale Teilhabe und städtisches Zusammenleben. Im Mittelpunkt steht eine qualitative, erfahrungsbasierte Analyse, die sich auf die Gestaltung, Nutzungserfahrung und Bedeutungszuschreibung der Bürgerzentren als offene, gemeinschaftlich genutzte Quartierräume konzentriert. Ziel ist es, das Place-Profil der Zentren einschließlich ihrer sozialen Dynamiken, Atmosphären und Bedeutungswelten herauszuarbeiten, um zu erörtern, inwiefern sie als „andere Räume“ im Quartier verstanden werden können.

Kapitel 2 und 3 führen in die theoretischen Grundlagen ein. Nach Vorstellung des interdisziplinären Forschungsstandes wird das dreidimensionale Place-Modell nach Edward Relph (1976) und Anne Vogelpohl (2014) präsentiert, das Orte als Zusammenspiel von Materialität, sozialen Praktiken und Bedeutungen begreift. Darauf aufbauend wird Place-Making als Kernkonzept eingeführt, das den sozialen Prozess der kollektiven Rauman eignung und -gestaltung beschreibt (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021; Lombard 2014). Ergänzend wird das Quartier als sozialräumlicher Kontext der Forschung expliziert. Das Kapitel endet mit theoretischen Perspektiven auf alternative Raumkonzepte. Hier rücken insbesondere die Heterotopien nach Foucault (1967) als Gegenräume zur dominanten Ordnung in den Fokus.

Kapitel 4 beschreibt das methodische Vorgehen. Die empirische Untersuchung folgt einem qualitativ-explorativen Vorgehen nach der Grounded Theory Methodologie (Strauss & Corbin 1996; Strübing 2018). Das empirische Material basiert auf leitfadengestützten Interviews mit Leitungspersonal und Nutzer*innen aus vier exemplarischen Kölner Bürgerzentren. Die Auswertung des Materials erfolgt entlang eines analytischen, zirkulären Kodierprozesses, aus dem induktiv Kategorien und Ausprägungen des Place-Making entwickelt wurden.

Kapitel 5 skizziert das Untersuchungsfeld. Es stellt die Kölner Bürgerzentren im städtischen Kontext vor und beschreibt die ausgewählten Zentren hinsichtlich ihrer Daten und Fakten sowie ihrer Einbettung in den Sozialraum. Kapitel 6 präsentiert die Untersuchungsergebnisse. Hierbei werden die Selbstverständnisse, konkreten Praktiken und Nutzungserfahrungen sowie die atmosphärischen Wahrnehmungen und Bedeutungszuschreibungen der Zentren dargestellt. Die Ergebnisse zeichnen den Konstituierungsprozess der Bürgerzentren nach und illustrieren ermöglichte Teilhabe- und Aushandlungsformen durch Place-Making. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Wechselwirkungen zwischen Mensch und Raum im Nutzungsalltag der Zentren.

Kapitel 7 diskutiert die Ergebnisse im Dialog zwischen Theorie und Empirie. Die Bürgerzentren werden systematisch entlang der drei Place-Dimensionen (Relph 1976; Vogelpohl 2014) unter Rückgriff auf die Heterotopien (Foucault 1967) interpretiert. Dabei wird die Rolle der Bürgerzentren als potenzielle Heterotopien und ihr Potenzial für ein demokratisches Miteinander im Quartier reflektiert. Hiervon ableitend werden praktische Implikationen für eine inklusive Quartiersarbeit formuliert. Ziel ist es, auf Basis der empirischen Erkenntnisse einen Beitrag zur Weiterentwicklung und Anerkennung von Bürgerzentren als sozial relevante Infrastrukturen im urbanen Raum zu leisten. Kapitel 8 fasst die zentralen Erkenntnisse im Fazit zusammen.

2. Forschungsstand

Das folgende Kapitel gibt einen Überblick über aktuelle empirische Studien über Place-Making und Heterotopien im Feld der Stadt- und Quartiersforschung. Eine vertiefende theoretische Auseinandersetzung mit den Konzepten erfolgt im anschließenden Theorieteil.

Quartiersprojekte als Möglichkeitsräume für urbane Transformation

Das Konzept „Place“ wird in einer Vielzahl interdisziplinärer Felder diskutiert: von der Humangeografie, Stadt- und Raumplanung, Tourismus- und Kulturforschung bis hin zur Philosophie und Soziologie. Diese Breite macht das Place-Konzept theoretisch anschlussfähig, lässt es aber zugleich auch konzeptionell unscharf erscheinen. In jüngerer Zeit wurden insbesondere in der Geografie, Soziologie und Transformationsforschung vermehrt experimentelle und partizipative Formate hervorgebracht, um urbane Räume als Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderungen zu untersuchen. Forschungsansätze wie

„Reallabore“ oder „Living Labs“ verstehen Städte dabei als „Entstehungs- und Kulminationsort für veränderte Lebensstile und damit per se sozialer Experimentierraum“ (Schneidewind 2014, S. 3). Sie stehen für eine transdisziplinäre Forschungspraxis, in der Wissenschaft, Zivilgesellschaft und lokale Akteur*innen gemeinsam urbane Transformationsprozesse gestalten (Marvin et al. 2018; Schneidewind & Singer-Brodowski 2017, S. 69-73). Im Fokus vieler Forschungen steht daher die Frage, wie Stadtbewohner*innen zur Mitgestaltung ihres städtischen Lebensumfelds aktiviert werden können. Ein Beispiel hierfür ist das Projekt „Transformation urbaner Zentren“ (TransZ)³, das Stadtteilzentren in Deutschland als Reallabore untersuchte und dabei partizipatives „Stadtmachen“ im öffentlichen Raum als Impuls für zivilgesellschaftliche Aktivierung analysierte (Simon-Phillip et al. 2021). Auch aktuelle Projekte wie „RePair Democracy“⁴ der Hochschule München zeigen, wie demokratische Mikropraktiken in geteilten Räumen wie offenen Werkstätten entstehen. Dabei bieten diese Räume wichtige Strukturen für zivile Selbstorganisation, Gemeinschaftsbildung und lösungsorientierte Aushandlungsprozesse (Beck & Jende 2020). Partizipative Stadträume gelten in diesem Kontext als zentrale Impulsgeber für eine gemeinwohlorientierte Stadtentwicklung (Buttenberg & Müller 2014; Kirchberg 2019, S. 326). Sie sind wichtige Schnittstellen zwischen Stadtgesellschaft und Kommunalpolitik. So schreibt Simone Tappert (2022, S. 156) ihnen eine „brückenbildende Funktion“ zu, da sie das Quartiersleben stärken, nachbarschaftliche Vernetzungen fördern und bedarfsorientierte Angebote entwickeln.

Zahlreiche Studien untersuchen Quartiersprojekte als Möglichkeits- oder Experimentalräume. In ihnen werden innovative soziale Praktiken erprobt, zivilgesellschaftliche Selbstorganisation gestärkt sowie alternative Ideen für eine lebenswerte Stadtentwicklung entwickelt (Brocchi 2017; Drilling et al. 2022; Franz & Strüver 2022; Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019; Kagan et al. 2019; Reineremann & Behr 2017; Schnur 2014, 2019; Vogelpohl 2014). Forschende bezeichnen solche „Möglichkeitsräume“ als:

[P]hysische, soziale und mentale Räume, in denen schon jetzt und durch imaginative, kreativ-experimentelle und gestalterische Prozesse mögliche nachhaltige Entwicklungen der Zukunft angelegt sind. (Kagan et al. 2019, S. 15)

Vielfach beachtet werden temporäre Zwischennutzungen, wie das Projekt „Frei_Fläche“⁵ in Hamburg oder der „Zukunftskiosk“ in Essen (Hasselbach 2019). Sie tragen zur kreativen Belebung von Innenstädten bei, indem sie niedrighschwellige Teilhabe und neue Formen städtischer Öffentlichkeit ermöglichen. Gerade im Kontext neoliberaler Stadtentwicklung identifizieren Hellriegel & Schmitt Pacífico (2019) in Quartiersprojekten Potenziale für ein solidarisches Miteinander im städtischen Lebensalltag. Die Studien zeigen, wie die lokale Verankerung solcher Projekte im Zuge demografischer Umbrüche

³ Transformation urbaner Zentren (TransZ) (2026): *Hintergründe, Ziele und Vorgehensweise*. <https://transz.de/das-projekt/> (letzter Zugriff am 17.03.2026)

⁴ Hochschule München – Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften (2023): *RePair Democracy. Soziale Innovationen als Experimentierfeld demokratischer Mikropraktiken*. <https://hm.edu/forschung/forschungsprojekte/projektetails/beck/fordemocracy.de.html> (letzter Zugriff am 17.03.2026)

⁵ Frei_Fläche (2026): *Raum für kreative Zwischennutzung*. https://kreativgesellschaft.org/immobilien-stadtentwicklung/frei_flaeche/ (letzter Zugriff am 17.03.2026)

und dem Rückbau sozialer Versorgungsinfrastrukturen neue soziale Netzwerke und Perspektiven auf eine gemeinschaftlich getragene Stadtentwicklung eröffnen (Kruber 2017; Schaumann & Simon Philipp 2018, S. 247; Tappert 2022, S. 156). Durch ihre partizipative und flexible Gestalt verstehen Hellriegel & Schmitt Pacífico diese Räume als urbane Interventionen, die sozial gerechte und kreative Formen städtischen Zusammenlebens ermöglichen (2019, S. 10, 22). In diesem Zuge konzipieren die Autor*innen die Quartiersprojekte als Realutopien nach Erik Olin Wright (2017). Ergänzend wird auch das Konzept der Heterotopie nach Foucault (1967) herangezogen, um solche Stadträume als Gegenorte zu beschreiben, die gegenläufig zum Mainstream funktionieren. So untersuchen Böhm et al. öffentliche Räume in São Paulo als heterotopische „Zufluchtsorte und Orte des Experiments“ (2022, S. 30), während Morstein (2016) urbane Gemeinschaftsgärten als mögliche Heterotopien diskutiert. Die Heterotopien konzeptionell erweiternd, werden migrantisch geprägte Orte als transkulturelle Heterotopien (Breitung 2013) oder als „Transtopien“ (Yildiz 2021) untersucht, die soziale Diversität in der Stadt sichtbar und verhandelbar machen. Vor diesem Hintergrund rückt Place-Making in den Fokus der Stadt- und Quartiersforschung. Als Praxis der Raumaneignung eröffnet es neue Perspektiven auf soziale Teilhabe und kann damit als zentraler Ansatz zur Gestaltung genau jener Alternativorte fungieren. So untersuchte Rebekka Diestelkamp (2020) den heterotopischen Aushandlungsprozess der ländlichen Gemeinschaft in Hitzacker/Dorf im Wendland zwischen Konformität und Widerspruch zur gesellschaftlichen Norm.

Place-Making als transformative Praxis

Während Place-Making in den 1960er Jahren als top-down-gesteuerter Stadtplanungsansatz konzipiert wurde, verschob sich der Fokus zunehmend auf partizipative, gemeinschaftsgetragene Prozesse (Healey 1998; Strydom et al. 2018). Anstelle eines stadtplanerischen „Image-Makings“ rückt heute vermehrt die aktive Mitgestaltung urbaner Räume⁶ durch die Stadtbevölkerung in den Fokus (Ciliers & Timmermanns 2014). Die jüngere Stadtforschung diskutiert Place-Making zunehmend als zivilgesellschaftlich getragenen Bottom-up-Prozess, in dem lokale Gemeinschaften⁷ auf ihre gebaute und soziale Umwelt einwirken (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S.2). Entgegen den gängigen Top-down- oder Bottom-up-Perspektiven schlagen Platt & Medway (2022) vor, Place-Making als einen situativen und dynamischen Prozess zu verstehen, der aus einer „Mitte“ erwächst. Diese Perspektive hebt hervor, dass Place-Making immer kontextabhängig und von wechselnden Akteurskonstellationen geprägt ist.

Im Rahmen der Stadt- und Quartiersforschung werden häufig temporäre und informelle Projekte wie Kunstinstallationen, Nachbarschaftsgärten oder gemeinschaftliche Aufräumaktionen untersucht (Bendt et al. 2013; Elwood et al. 2015; Piribeck & Pottenger 2014). Gleichzeitig richtet sich die Aufmerksamkeit verstärkt auf die emotionale Beziehung zwischen Menschen und denjenigen städtischen Orten, die

⁶ Urbane Räume meinen hier öffentliche und zugängliche Orte. Sie können im Maßstab von Quartieren und Nachbarschaften bis hin zu Parks, Plätzen und Gebäuden reichen (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 21)

⁷ Lokale Gemeinschaften spalten sich hier in zwei Kategorien auf: 1) städtische Bewohner*innen und 2) zivilgesellschaftliche Organisationen (ebd., S. 9)

sie aufsuchen (Hartley et al. 2021, S. 428; Le Xuan 2023, S. 2; Vogelpohl 2014, S. 65). Im Rahmen dieser Forschungsperspektive hebt Ruggeri (2021) die Bedeutung der emotionalen Ortsbindung („Place Attachment“) hervor. Insbesondere in Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs identifiziert er die Beziehung zwischen Mensch und Ort als entscheidenden Motor für initiierte städtische Transformationsprozesse. Die emotionale Beziehung zu Orten eröffne somit neue Spielräume für geteilte Zukunftsvorstellungen, soziale Innovationen und zivilgesellschaftliches Engagement zur Gestaltung des eigenen Lebensumfeldes (ebd., S. 244). Laut dem Think Tank “Project for Public Spaces”⁸ wirken dabei insbesondere solche urbanen Räume beziehungsfördernd, die zugänglich, lokal angebunden, komfortabel, partizipativ und lebendig sind (2022, S. 6). An dieses Erkenntnisinteresse anknüpfend untersucht die jüngere Stadt- und Quartiersforschung partizipative Gestaltungsprozesse mit Blick auf ihre Potenziale für soziale Gerechtigkeit, lokale Identität und Teilhabe. Dabei hebt sie das transformative Potenzial von Place-Making besonders mit Blick auf marginalisierte Gruppen oder benachteiligte Kontexte hervor (Andres 2013; Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 1; Hes & Hernandez-Santin 2020; Friedmann 2007, S. 259; Le Xuan 2023; Lombard 2014, S. 15; Ruggeri 2021, S. 246). Diese Erkenntnis bringen Hes & Hernandez Santín prägnant auf den Punkt: „[T]here is a shared energy that placemaking is a valuable contribution to the lives lived in cities, neighbourhoods and rural areas“ (2020, S. viii). Konkrete Beispiele unterstreichen diese Perspektive: So dokumentieren etwa Elwood et al. (2015) in Seattle, wie finanziell besser gestellte Anwohner*innen durch Nachbarschaftsaktionen wie Nähkurse gezielt ärmere Bewohner*innen in die Gemeinschaft einbinden. Auch in Portland trug ein lokales Kunstprojekt zur nachbarschaftlichen Wiederbelebung bei (Piribeck & Pottenger 2014).

Gleichzeitig verweisen Studien auf ambivalente Auswirkungen von Place-Making. So bewirken städtische Vorhaben mitunter Gentrifizierung und Verdrängung, wenn bestimmte Gruppen vom Gestaltungsprozess ausgeschlossen werden (Andres 2013; Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 18f; Teernstra & Pinkster 2016). Diese Effekte verstärken sich häufig durch die Mitwirkung externer Akteur*innen wie Investor*innen, Stadtverwaltungen oder privatwirtschaftliche Unternehmungen (Drilling et al. 2022, S. V; Ho & Douglass 2008; Lim & Padawangi 2008). Exemplarisch zeigen Porter & Barber (2006), wie Stadterneuerungsprogramme in Birmingham benachteiligte Wohngebiete als „leere Räume“ darstellen, um den Abriss von Wohnraum zu legitimieren. Dabei untersuchen sie Place-Making als politische und widerständige Handlungsebene, anhand derer von Verdrängung bedrohte Bewohner*innen ihre sozialen Bindungen und kollektiven Erinnerungen an ihr Quartier stärken (Porter & Barber 2006, S. 227). Auch Lombard (2014) analysiert Place-Making als widerständige Alltagspraxis gegen urbane Ausgrenzungsmechanismen. In diesem Zuge beforcht sie informelle Siedlungen in Xalapa, Mexiko. Die Forschungen zeigen, dass Place-Making sowohl zur Stärkung lokaler Identität und Gemeinschaft beitragen als auch bestehende Machtverhältnisse verschärfen kann. Es ist somit ein ambivalenter, sozialräumlicher

⁸ Project for Public Spaces (2026). <https://www.pps.org/> (letzter Zugriff am 17.03.2026)

Aushandlungsprozess, der Chancen und Risiken birgt. Daher fordert das Project for Public Spaces einen konsequent gemeinschaftsorientierten Place-Making-Ansatz:

When people of all ages, abilities, and socio-economic backgrounds can not only access and enjoy a place, but also play a key role in its identity, creation, and maintenance, that is when we see genuine placemaking in action. (Project for Public Spaces 2007)

Die vorgestellten Forschungen zeigen, dass Place-Making zunehmend als zivilgesellschaftlicher, partizipativer und widerständiger Prozess verstanden wird, durch den urbane Räume aktiv gestaltet und angeeignet werden. Gleichzeitig zeigen sich Ambivalenzen zwischen Teilhabe und Ausschluss sowie zwischen Empowerment und Verdrängung. Im Folgenden werden die im Forschungsstand bereits angerissenen Kernkonzepte Place, Place-Making und Heterotopien vertiefend expliziert.

3. Theorie

3.1 Der phänomenologische Place-Begriff und seine Dimensionen

Der US-amerikanische Humangeograf David Seamon fasst die unweigerliche, örtliche Gebundenheit von menschlichem Sein prägnant zusammen: „*[H]uman being is always being in place*“ (2018, S. 2). Dabei bezeichnet Place mehr als einen bloßen Standort. Die enge Verbindung zwischen physischem Raum und menschlicher Handlung wird im Englischen bereits deutlich durch die Ausdrucksweise „*to take place*“ (deutsch: „stattfinden“). Die phänomenologische Humangeografie begreift Place dabei in Abgrenzung zu Space als einem statischen und neutralen „Containerraum“ (Vogelpohl 2014, S. 61). So veräußert sich Place als ein subjektiv erfahrener Ort, an dem sich individuelle und kollektive Bedeutungen entfalten. Erst durch die menschliche Erfahrung, sei sie bewusst oder unbewusst, wird ein abstrakter Raum („Space“) dabei zu einem Place: „*[T]he distinction between an abstract realm of space and an experienced and felt world of place*“ (Cresswell 2009, S. 4). Seamon beleuchtet diese Perspektive in seinem phänomenologischen Werk „*Life Takes Place*“ (2018), in welchem er Orte als Spiegel von sozialen Praktiken, Beziehungsgeflechten und Bedeutungskontexten begreift. Er definiert Place dahingehend als „*any environmental locus that gathers human experiences, actions, and meanings spatially and temporally*“ (Seamon 2018, S. 2). So weisen Orte komplexe Dynamiken auf und können auf vielfältige Weise erfahren werden, da sie sich durch eine Vielzahl von Praktiken, Akteur*innen und Bedeutungen konstituieren (ebd.). Die Konstitution von Orten beinhaltet dabei einen wechselseitigen Prozess, in dem Menschen einerseits Orte formen und wiederum von jenen Orten geprägt werden (Holloway & Hubbard 2001, S. 7; Seamon 2018, S. 21). Damit eröffnen Orte einen Zugang zu verschiedenen sozialen Lebenswelten: „*Place as a way of understanding*“ (Cresswell 2004, S. 11). Das folgend vorgestellte dreidimensionale Place-Modell soll dahingehend dazu dienen, diesen wechselseitigen und komplexen Prozess nachzuvollziehen.

Der Place-Ansatz von Edward Relph (1976), ergänzt durch den expliziten Quartiersfokus von Anne Volgepohl (2014), begreift Place als dynamisches und sich wechselseitig beeinflussendes Zusammenspiel aus drei Dimensionen. Diese setzen sich aus 1) Materialität, 2) sozialen Praktiken und 3) symbolisch-emotionalen Bedeutungen zusammen. Relph erfasst die Dimensionen als grundlegend für die Identität eines Ortes: „*Physical appearance, activities, and meanings are the raw materials of the identity of places*“ (1976, S. 48). Im Kontext der Quartiersforschung nutzt Vogelpohl den dreidimensionalen Place-Ansatz als analytisches Instrument zur Untersuchung urbaner Prozesse im Quartier (2014, S. 65). Ihr Modell betont die Wechselwirkungen zwischen materieller Umgebung, sozialen Interaktionen und symbolischen Bedeutungen: „Quartiere resultieren aus Verortungen sozialer Beziehungen und von subjektiven Vorstellungen von räumlichen Gegebenheiten, die wiederum jeweils von Materialitäten beeinflusst sind“ (ebd., S. 61). Für die vorliegende Arbeit dient die Verschränkung beider Ansätze dazu, das spezifische Place-Making der Kölner Bürgerzentren im Quartierskontext zu analysieren. Das Place-Modell wird dabei durch weitere theoretische Perspektiven der Humangeografie ergänzt. Zahlreiche Autor*innen wie Cresswell (2009), Seamon (2018, 2021) und Tuan (1977) berufen sich auf ähnliche Grundannahmen oder greifen Aspekte dieses Modells auf, um gelebte Räume und soziale Bedeutungsprozesse zu beschreiben. In der vorliegenden Arbeit dienen ihre Ansätze zur Illustration und Ergänzung einzelner theoretischer Dimensionen.

a) Die physische Dimension von Place

Die physische Dimension, von Cresswell (2009) auch „Locale“ genannt, umfasst die materiellen Ausstattung und baulichen Strukturen, in denen soziale Interaktionen stattfinden (Vogelpohl 2014, S. 64). Im Maßstab reicht sie von einzelnen Räumen bis hin zu Quartieren oder Regionen (Seamon 2021, S. 29). Dabei sind nicht allein die physischen Gegebenheiten bestimmend, auch wenn die Materialität eines Ortes mögliche Zugänge und Nutzungen beeinflusst: „*While it is possible to skateboard on park benches, it is not possible to walk through walls*“ (Cresswell 2009, S. 2). So werden Orte durch bauliche Veränderungen, räumliche Arrangements und symbolische Markierungen immer wieder umgestaltet und neu verhandelt. Die räumliche Gestaltung von Orten ist dabei kein neutraler Prozess, sondern wird „vielmehr als Spiegel sozialer und symbolischer Strukturen behandelt“ (Vogelpohl 2014, S. 64). Somit ist sie ein sozialer Akt, durch den Orte ihre spezifische Bedeutung erhalten: „*The material topography of a place is made by people doing things according to the meanings they might wish a place to evoke*“ (Cresswell 2009, S. 2).

b) Die soziale Dimension von Place

Orte weisen ein wechselseitiges Verhältnis ihrer materiellen Struktur und den darin stattfindenden sozialen Praktiken auf. Sie sind soziale Gefüge, die durch Interaktionen, Aushandlungsprozesse und kollektive Praktiken lebendig werden. So ermöglicht die Materialität eines Ortes einerseits gewisse soziale

Aktivitäten, während andererseits soziale Handlungen die Materialität eines Ortes formen (Lombard 2014, S. 13). Dies zeigt Cresswell (2004) am Beispiel eines quadratisch angelegten Parks, den Spaziergänger*innen über die Wiese abkürzen. Hierdurch entstehen ungeplante, diagonale Trampelpfade, die sich durch eine kollektive Nutzungspraxis manifestieren (ebd., S. 36). Jeder Ort weist bestimmte Regeln, Hierarchien und Normen auf, die dessen Nutzung bestimmen. Diese „*politics of place*“ (Pierce et al. 2011) legen fest, welche Nutzungsformen und Nutzergruppen erwünscht sind. Orte sind somit Kontexte der Hierarchie, Verhandlung und sozialer Abgrenzung. Die soziale Dimension von Place verweist damit auf das spezifische Miteinander und Handeln an einem Ort, welches aktiv zur örtlichen Konstitution beiträgt (Vogelpohl 2014, S. 63). In diesem Zusammenspiel sozialer Aktivitäten entsteht Bedeutung in einem konkreten räumlichen Kontext (Casey 2009, S. 327; Seamon 2021, S.31). Durch das gebündelte Handeln verschiedener Menschen erhalten Orte dabei eine eigene Lebendigkeit: „*People do things in place*“ (Cresswell 2009, S. 2). Sie werden durch wiederkehrende, simultane und unterschiedliche Nutzungsformen kontinuierlich beansprucht und inszeniert (Cresswell 2009, S. 7; Vogelpohl 2014, S. 64). Places erscheinen so als alltägliche Bühnen, auf denen sich Menschen gemeinsam und routiniert bewegen. Seamon (2021) beschreibt dieses Ortsgeschehen als „Place Ballet“, welches sich in kollektiven Bewegungsmustern, Interaktionen und Tätigkeiten niederschlägt. Als Beispiele nennt er die morgendliche Rushhour oder einen belebten Wochenmarkt (ebd., S. 31f.). Das jeweilige „Place Ballet“ trägt dabei zur Charakterisierung und Rhythmisierung eines Ortes bei, wodurch dessen spezifische Atmosphäre maßgeblich beeinflusst wird (ebd., S. 15f.). So wird laut Cresswell die Wahrnehmung eines Ortes („Sense of Place“) davon beeinflusst, wie er genutzt und belebt wird: „*The sense we get of a place is heavily dependent on practice and, particularly, the reiteration of practice on a regular basis*“ (Cresswell 2009, S. 2).

c) Die symbolische Dimension von Place

Die dritte Dimension beschreibt die emotionalen, symbolischen und identitätsstiftenden Bedeutungen eines Ortes (Vogelpohl 2014, S. 63). Orte erhalten ihre Symbolik somit nicht nur durch ihre physischen Eigenschaften und sozialen Praktiken, sondern auch durch menschliche Erfahrung und Repräsentation. Relph fasst dies prägnant zusammen: „*The meanings of places may be rooted in the physical setting and objects and activities, but they are not a property of them – rather they are a property of human intentions and experiences*“ (Relph 1976, S. 47). So prägen subjektive Wahrnehmungen, soziale Aushandlungen, kollektive Vorstellungen und Narrative die symbolische Bedeutung eines Ortes (Cresswell 2009, S. 1). In diesem Zusammenhang betont Yi-Fu Tuan die Relevanz der örtlichen Namensgebung: „*[To] name a place is to give explicit recognition, that is, to acknowledge it at the conscious, verbalizing level*“ (Tuan 1975, S. 153). Ortsbedeutungen sind dabei zugleich individuell als auch kollektiv. Sie werden kontinuierlich verhandelt und reproduziert und bleiben somit wandelbar (Cresswell 2009, S. 2; Di Masso & Dixon 2015, S. 46; Relph 1976, S. 47; Vogelpohl 2014, S. 68). Im Zentrum der

symbolischen Dimension steht der sogenannte „Sense of Place“ – eine spezifisch hervorgerufene Orts-wahrnehmung (Cresswell 2009, S. 1). Seamon betont in diesem Zusammenhang die atmosphärische Qualität eines Ortes und definiert den Sense of Place als „*specific character, atmosphere, and expressive energy of a particular environment or locale*“ (Seamon 2022, S.1). Das jeweilige Ortserleben wird nicht nur bewusst wahrgenommen, sondern auch durch unbewusste Sinneseindrücke geprägt (ebd., S. 3). Die Atmosphäre eines Ortes bleibt dabei stets Gegenstand subjektiver Wahrnehmung. Sie kann ebenso Gefühle der Zugehörigkeit und Geborgenheit hervorrufen, wie auch Irritation, Ausschluss oder Unbehagen (ebd., S. 1, 3f.). Der Sense of Place integriert die Wahrnehmung aller drei Raumdimensionen und bringt damit die ganzheitliche Eigenart eines Ortes zum Ausdruck. Diese besondere Ortsqualität bezeichnen Relph (2009) und Seamon (2022) als „Genius Loci“ – Ortsgeist.

Das Place-Modell nach Relph (1976) und Vogelpohl (2014) veranschaulicht die enge Wechselbeziehung zwischen Materialität, sozialen Praktiken und Bedeutungen. Dabei dient die Trennung der einzelnen Dimensionen lediglich der analytischen Strukturierung – in der realen Ortserfahrung sind sie un-

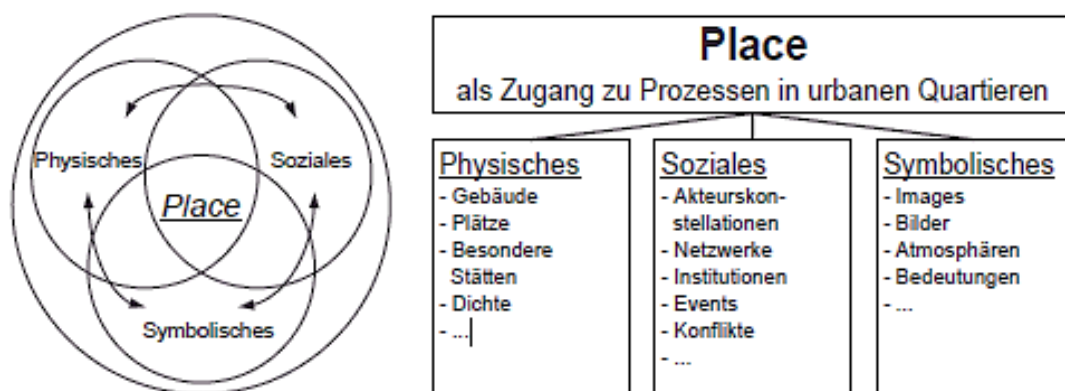


Abbildung 1: Place-Modell und analytischer Zugang (Vogelpohl 2014, S. 65)

trennbar miteinander verwoben (Relph 1976, S. 47). Über das Modell lassen sich differenzierte Ortsaspekte erfassen und in Beziehung zueinander setzen, wodurch komplexe Dynamiken zwischen subjektiver Wahrnehmung, Nutzungsformen und räumlicher Gestalt systematisch analysierbar werden (Vogelpohl 2014, S. 65, 73). Insbesondere in der Stadt- und Quartiersforschung bietet das dreidimensionale Konzept eine instrumentelle Perspektive auf soziale Dynamiken und Aneignungen im urbanen Raum.

Die analytische Trennung materieller, sozialer und symbolisch-kognitiver Dimensionen ermöglicht einen heuristischen Zugang zu Quartieren, die als Wechselspiel zwischen Individuen und gesamtgesellschaftlichen Strukturen gedacht werden können. (Vogelpohl 2014, S. 74)

Es zeigt, dass urbane Orte nicht einfach gegeben sind, sondern durch Handlungen und Diskurse hervorgerufen und beeinflusst werden. Diese prozesshafte und sozial verhandelte Perspektive auf Orte soll im Folgenden über das Konzept des Place-Making genauer beleuchtet werden.

3.2 Place-Making als sozialräumlicher Aushandlungsprozess

Place-Making ist ein interdisziplinär angewandtes Konzept, das sich in unterschiedlichen Schreibweisen und Definitionen widerspiegelt.⁹ Die begriffliche Zusammensetzung des Ansatzes verdeutlicht dabei seinen doppelten Fokus. Während „Place“ auf einen konkreten Ort verweist, beschreibt „Making“ dessen prozessuale Gestaltung, Entstehung und Konstitution: *„the act of creating“* (Le Xuan 2023, S. 2). Grundlegend beschreibt Place-Making einen transformativen Prozess, in dem Räume durch menschliches Handeln zu bedeutungsvollen Orten werden: *„Place-making generally refers to the activity of turning a ‚space‘ into a ‚place‘, through giving meaning for the people who use it“* (Dupre 2019, S. 102). Mateo-Babiano & Lee heben dabei insbesondere die Prozesshaftigkeit des Ansatzes hervor, welcher die erfahrungs- und handlungsbasierte Perspektive sozialer Akteur*innen in den Blick nimmt: *„Placemaking is the continuous process of shaping, experiencing and contributing to ‚place‘“* (2020, S. 15). Im Feld der Stadtentwicklung dient Place-Making häufig als Instrument zu planerischen Zwecken. In diesem Zusammenhang wird es als vielschichtiger Gestaltungsprozess öffentlicher Räume verstanden: *“[T]he term ‚making‘ implies the practical process to imagine, design, modify and manage spaces in urban areas“* (Palazzo 2020, S. 132). Wie im vorherigen Kapitel erläutert, konstituieren sich Places dabei im dynamischen Zusammenspiel aus Materialität, sozialer Praxis und Bedeutung (Relph 1976; Vogelpohl 2014). Dieses ortsgenerierende Wechselspiel veranschaulicht Rebekka Diestelkamp (2020) in dem Modell *“Triangle of Place”* (siehe Abbildung 2). Dieses gründet Place-Making auf einem spezifischen Ortslerleben, in welchem sich die einzelnen Raumdimensionen miteinander verbinden. Ihr dynamisches Zusammenspiel bildet dabei die Grundlage für den subjektiv empfundenen Sense of Place. Für das Verständnis von Place-Making ist dieser zentral, da die spezifische Atmosphäre eines Ortes durch alltägliche Praktiken, Aushandlungen und symbolischen Aneignungen kontinuierlich erzeugt und verändert wird (Cresswell 2004, S. 12; Seamon 2018, S. 49). Diese Wechselwirkung expliziert Diestelkamp prägnant: *„Places and place-making are thus formed in a complex interaction of materiality, meaning, and practice, fundamentally structured by experience giving it the unique sense of place“* (Diestelkamp 2020, S. 18f.).

⁹ In dieser Arbeit wird die Schreibweise „Place-Making“ verwendet, um anhand des Bindestrichs die dynamische Wechselbeziehung zwischen „Place“ und „Making“ darzustellen.

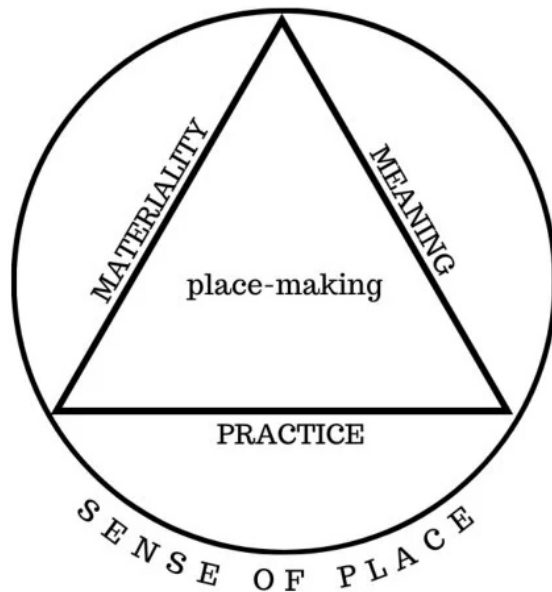


Abbildung 2: Modell "Triangle of Place" (Diestelkamp 2020, S. 19)

den werden (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 2, 8; Lombard 2014, S. 13f.). Bestehende Ortsstrukturen können dabei durch wiederholte und veränderbare Praktiken sowohl reproduziert, verändert oder in Frage gestellt werden (Platt & Medway 2022). Damit wird deutlich, dass Place-Making weit mehr als örtliche Gestaltungsmaßnahmen umfasst – vielmehr beschreibt der Ansatz einen sozialräumlichen Prozess, der sich in interaktiven Handlungen mit und innerhalb von Orten niederschlägt (Busse et al. 2020, S. 4). Im Feld der Stadtforschung vollzieht er sich in dieser Sichtweise als alltägliches und generatives Ortsgeschehen, welches unbewusst durch die Stadtbevölkerung hervorgebracht und geprägt wird:

Place-making captures the incremental nature of place, in that it includes the activities of the many ordinary citizens who pass through, live in, use, build, visit or avoid a place, and are thus involved, directly or indirectly, in its physical and social construction. (Lombard 2014, S. 14)

Emotionale Bindung und Resonanz im Place-Making

Die skizzierten Perspektiven zeigen Place-Making als einen sozialen Prozess, in dem Orte durch alltägliche Praktiken und Bedeutungszuschreibungen konstituiert werden. Das menschliche Bedürfnis nach Identifikation wirkt dabei als Motor, sich in Gemeinschaften zu integrieren, nach Verbindung zu streben und sich im eigenen Umfeld zu involvieren: “[A] desire to be connected to where we live, work and play, to feel included in the places we inhabit” (Hes & Hernandez Santín 2020, S. viii). Die kontinuierliche Teilhabe an Place-Making-Prozessen stärkt sozialen Zusammenhalt, fördert lokales Empowerment und schafft Zugehörigkeit (Brocchi 2017, S. 138; Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 17; Lombard 2014, S. 12; Relph 1976, S. 12; Ruggeri 2021, S. 246). Zentral in diesem Zusammenhang ist das Konzept des „Place Attachment“ – der „Ortsverbundenheit“. Hier rückt die emotionale Bindung zwischen Menschen und Orten in den Fokus, die insbesondere durch wiederholte Erfahrungen, soziale Beziehungen

und aktive Beteiligung in einem spezifischen örtlichen Kontext entsteht (Ellery et al. 2020, S.72; Seamon 2021, S.29). Seamon identifiziert in diesem Kontext sechs Prozesse, die positive Ortsbindungen fördern. Unter anderem zentral sind dabei persönliche Identifizierung, bedeutsame Begegnungen und Erfahrungen sowie Möglichkeiten örtlicher Mitgestaltung (Seamon 2021, S. 36-39). Diese Prozesse verleihen Räumen eine ortsgenerierende Bedeutung, indem sie durch die vor Ort erlebten Ereignisse als etwas „Eigenes“ empfunden werden. Im Sinne Hartmut Rosas entstehen hierbei resonante Ortserfahrungen als Ausdruck einer „gelingenden Weltbeziehung“ (Rosa 2016, S. 633), in der sich Umwelt und Subjekt wechselseitig berühren und verändern.

Aushandlungsprozesse und Machtverhältnisse

Place-Making umfasst also eine transformierende Wechselwirkung – Orte sind „Ursache und Produkt zugleich“ (Vogelpohl 2014, S. 66). Sie werden durch menschliches Handeln gestaltet und mit Bedeutung aufgeladen, gleichzeitig wirken sie auf ihre Nutzer*innen und örtlichen Praktiken zurück (Matrisciano 2020, S. 137). In dieser Perspektive zeigt Sara Matrisciano anhand des Beispiels von Neapel wie Place-Making nicht nur städtische Räume, sondern auch Sprache und Verhalten der Stadtbewohner*innen beeinflusst:

Through place-making activities, Naples becomes a meaningful place, and the meaning of this place influences how people talk. Conversely, the way Neapolitans talk influences their placemaking acts and, ultimately, the meaning their place [...] holds for them. (Matrisciano 2020, S. 137)

Der Stadtraum ist durch eine Vielzahl unterschiedlicher, sozialer Akteur*innen und Nutzungen geprägt: „Es gibt ein Nebeneinander von Heterogenität und Homogenität, indem sich innerhalb der sozialen Vielfalt einzelne Gruppierungen mit ähnlichen Werten herausbilden“ (Vogelpohl 2014, S. 67). In diesem Sinne fungiert Place als Medium kollektiver Identitätsbildung und als Ausgangspunkt für individuelles und kollektives Handeln (Miggelbrink 2002, S. 57). In urbanen Räumen finden ständige Aushandlungen zwischen sozialen Akteur*innen statt. Dabei konstituieren sich Places als dynamische Netzwerke, die sich im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen, Deutungen und Zugänge bewegen und Machtverhältnisse widerspiegeln (Cresswell 2004, S. 12; Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 3; Le Xuan 2022, S. 2; Vogelpohl 2014, S. 73). An diese Perspektive anknüpfend wirft Doreen Massey einen machtkritischen Blick auf Place, welcher örtliche „Macht-Geometrien“ mit Blick auf soziale Kategorien wie Herkunft, Alter oder Geschlecht mitdenkt (Massey 1991, S. 25). Je nach Gruppenzugehörigkeit und sozialem Hintergrund unterliegen divergierende Ortszugänge, Nutzungsansprüche und Bedeutungen, in deren Zuge derselbe Ort verschieden genutzt, geprägt und wahrgenommen wird. Diese unterschiedlichen Voraussetzungen können konfligierende Interessen und Narrative hervorrufen (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 3; Le Xuan 2022, S. 2). Einerseits begünstigen verschiedene Bestrebungen vielfältige und kreative Ortsgestaltungen, andererseits riskieren sie soziale Ausschlüsse und Konflikte (Lombard 2014, S. 11f.; Manzo & Pinto de Carvalho 2021, S. 119; Seamon 2021, S. 39). Somit kann die Projektion

eines Ortes als „unser Ort“ auch Exklusion oder xenophobe Einstellungen erwirken (Cresswell 2004, S. 11). An dieser Konfliktstelle rückt die Frage nach räumlicher Teilhabe in den Fokus.

Städtische Raumaneynungen reflektieren immer auch soziale Zugehörigkeiten, Interessenslager und Machtverhältnisse. Dabei äußern sich Aneignungen als „kleinere und größere Akte, Räume aktiv nach den eigenen Bedürfnissen zu verändern“ (Schmidt & Vogelpohl 2022, S. 20). Sie eröffnen neue Handlungsspielräume und tragen dazu bei, bestehende Strukturen herauszufordern. In diesem Sinne manifestiert sich Place-Making in dem Prozess, „sich etwas zu eigen zu machen, das einem vorher nicht gehörte bzw. von dem man ausgeschlossen war“ (ebd.). Die Forderung nach sozialer Teilhabe erfolgt dabei im Rahmen alltäglicher Begegnungen, sozialer Gruppen oder Bewegungen. Weiterführend betrachtet Sara Le Xuan (2023) Place-Making als eine radikale und aktivistische Praxis, die eine partizipative und inklusive Stadtentwicklung einfordert. Am Beispiel einer Besetzung der verlassenen ufaFabrik in Berlin zeigt sie, wie kollektive Raumaneynung zur Re-Politisierung urbaner Räume und Themen beitragen kann. Dabei hebt sie das demokratisierende Potenzial von Place-Making hervor, welches marginalisierten Gruppen zu politischer Handlungsfähigkeit und Sichtbarkeit verhelfen kann (Le Xuan 2023, S. 1f.). So lässt sich Place-Making als sozialräumlicher Aushandlungsprozess verstehen, durch den Orte zu partizipativen und bedeutsamen Strukturen werden. Gerade im urbanen Raum zeigt sich dies in einer besonderen Dichte. Das folgende Kapitel widmet sich daher dem Quartier als derjenigen Ebene, in der Place-Making in dieser Arbeit verortet wird.

3.3 Das Quartier als sozialräumlicher Kontext

Je nach Region auch Viertel, Veedel oder Kiez genannt, steht das städtische Quartier für soziale Nähe, Überschaubarkeit und alltägliche Begegnung (Haubrich 2019, S. 89). Es bildet keine klar abgegrenzte administrative oder räumliche Einheit, sondern steht vielmehr für einen Lebensraum, der durch soziale Praktiken und Netzwerke geprägt wird (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 23; Schnur 2008, S. 40). Stadtviertel besitzen ein jeweils eigenes lokales Alltagsgeschehen sowie charakteristische Eigenschaften, welche von besonderer Bedeutung für ihre Bewohner*innen sind (Schaumann & Simon Philipp 2018, S. 249). So begreift Anne Vogelpohl urbane Quartiere als zentrale soziale und symbolische Orte des alltäglichen Wohn- und Lebensumfelds, in denen sich kollektive Identitäten und Gemeinschaften ausbilden (2014, S. 67). Sie fungieren als „Identifikationsanker“ (Schaumann & Simon Philip 2018, S. 249) und vermitteln Vertrautheit, Verortung und Zugehörigkeit (Blokland & Nast 2014, S. 1155; Tappert 2022, S. 56). Zahlreiche Menschen wohnen und arbeiten im Quartier, begegnen sich und verbringen hier ihre Freizeit (Scholz 2016, S. 55; Vogelpohl 2008, S. 69). Als Schauplätze sowohl flüchtiger Begegnungen als auch tiefgehender sozialer Beziehungen sind sie „Kontaktzonen“ (Tappert 2022, S. 56) und „lebensweltliche Geflechte“ (Drilling et al. 2022, S. V). Insbesondere für prekäre Gruppen wie ältere Menschen oder marginalisierte Communities, die stärker auf lokale Netzwerke angewiesen sind,

stellen sie einen essenziellen Ankerpunkt dar (Wehrheim 2015, S. 22; Weichhart 1990). Wie der Stadtforscher Olaf Schnur betont, werden Quartiere jedoch nicht nur durch die Lebensweisen der Bewohner*innen, sondern auch durch stadtpolitische Maßnahmen geformt (2008, S. 29f., 40). Dabei können Letztere mitunter zur räumlichen Hierarchisierung in sogenannte „Gewinner- und Verliererquartiere“ (ebd., S. 32) beitragen.

Quartiere sind somit auch Kontexte sozialer Spannungen, in denen sich individuelle und kollektive Raumaneynungen überlagern. Diese können einerseits soziale Integration und Begegnung fördern, andererseits auch Ausschlüsse herbeiführen – etwa als exklusive Treffpunkte bestimmter Gruppen, die sich qua ihres Lebensstils mit dem eigenen Quartier identifizieren (Vogelpohl 2014, S. 68, 74). Die räumliche Koexistenz verschiedener Gruppen führt zu einer symbolischen Aufladung der kollektiv für sich beanspruchten Orte (ebd., S. 67). So äußern sich soziale Spannungen in Form von Verdrängungsprozessen, Ausschlüssen oder Nutzungskonflikten, wenn unterschiedliche Gruppen um Zugang zu städtischem Raum konkurrieren (Schmidt & Vogelpohl 2022; Tappert 2022, S. 58). Gerade durch ihre sozialräumliche Verdichtung werden Quartiere zum lokalen Austragungsort gesellschaftspolitischer Themen. Sie eröffnen dabei ein „raumbezogenes Verständnis von Demokratie“ (Drilling et al. 2022, S. V) und ermöglichen die „Sichtbarmachung von Unsichtbarem“ (Franz & Strüver 2022, S. 11). So werden in der Alltagsnähe des Viertels soziale Ungleichheiten, Marginalisierung und Gruppenzugehörigkeit unmittelbar erfahrbar (Hellriegel & Schmitt Pacifico 2019, S. 26 ff.; Tappert 2022, S. 53). Hieran anknüpfend beobachtet Davide Brocchi eine zunehmende soziale Fragmentierung im Kölner Stadtteil Ehrenfeld, in deren Zuge „sichtbare und unsichtbare Mauern [...] die soziale Interaktion und den sozialen Zusammenhalt innerhalb des gleichen Stadtviertels erschweren“ (Brocchi 2017, S. 152).

Vor dem Hintergrund ihrer Bedeutung als bedeutsame Lebens- und Handlungsräume stellt sich die Frage, wie Quartiere als Ausgangspunkt für neue Formen des städtischen Miteinanders gedacht werden können. Das folgende Unterkapitel richtet den Fokus daher auf alternative Ortskonzepte, die gemeinwohlorientierte sowie gesellschaftskritische Perspektiven und Praktiken fokussieren. Das Quartier als sozialräumlicher Kontext leitet somit über zu urbanen Orten, die sich vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Fragmentierung als sozial gerechte Entwürfe städtischen Zusammenlebens verstehen.

3.4 Räume des „Anderen“: Heterotopien als alternative Ortskonzepte

Anknüpfend an Place-Making als sozialräumlichen Gestaltungsprozess, rücken jene Orte in den Fokus, die sich jenseits des dominanten Gesellschaftsraums verorten und sich durch Gemeinschaftsorientierung und kreative, widerständige Andersartigkeit auszeichnen. In der kritischen Raumtheorie, emanzipatorischen Soziologie und Transformationsforschung existieren eine Reihe theoretischer Begrifflichkeiten, die solche „anderen Orte“ konzeptualisieren und ihre gesellschaftspolitische Relevanz betonen. So geht die emanzipatorische Soziologie davon aus, dass es in jeder Gesellschaft Freiräume gibt, "die sich in

den Zwischenräumen und Rissen innerhalb einer herrschenden Machtstruktur abspielen" (Wright 2017, S. 436f.). Ein einflussreiches Konzept sind dahingehend die „Realutopien“ nach Erik Olin Wright (2017). Sie beschreiben Alternativorte, die sich „in den Nischen, Freiräumen und an den Rändern der kapitalistischen Gesellschaft“ (ebd., S. 414f.) entfalten. Dort setzen sie konkrete Impulse zur Veränderung bestehender Gesellschaftsverhältnisse, die bereits „im Hier und Jetzt“ (Brie zitiert in Wright 2017, S. 501) wirken. Dabei stärken sie zivilgesellschaftliches Engagement und tragen zu einer erhöhten Lebensqualität bei (ebd., S. 451, 456). Das Konzept der Realutopien fokussiert damit innovative Ansätze eines sozial gerechten Miteinanders, die in der Forschung oftmals auf Quartiersebene verortet werden. Sie dienen dabei als theoretische Gebilde, um utopisches Denken auf räumlicher Ebene sichtbar zu machen (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 15). In diesen urbanen „Nischen“ (Kagan et al. 2019) kommen Menschen zusammen, um gemeinsam Ideen für ein alternatives Miteinander zu entwickeln. Wie bereits im Forschungsstand erwähnt, werden die in diesem Zuge beforschten Quartiersprojekte als „Möglichkeitsräume“ (Kagan et al. 2019; Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019) begriffen, die kollektive Experimentierräume für städtische Transformationsprozesse eröffnen. Hieran anknüpfend liefert Michel Foucaults (1967) Konzept der „Heterotopie“ einen theoretischen Rahmen, um diese alternativen und gesellschaftskritischen Ortsprofile analytisch zu fassen.

Heterotopien als „wirkliche Gegen-Orte“

Nach Foucault (1967) ist der gesellschaftliche Raum ein komplexes Beziehungsgeflecht vielfältiger und heterogener Orte. Dabei lassen sich diese vielzähligen Orte im Einzelnen nur in Relation der anderen mit ihnen verbundenen Orte verstehen: „Wir leben vielmehr in einer Menge von Relationen, die Orte definieren, welche sich nicht aufeinander reduzieren und einander absolut nicht überlagern lassen“ (Foucault 1967, S. 320). Heterotopien sind real existierende Räume, die innerhalb der Gesellschaft verortet sind, sich jedoch bewusst von ihrer dominanten Ordnung abgrenzen. Im Gegensatz zu Utopien als „Orte ohne realen Ort“ (ebd.) definiert Foucault Heterotopien als „reale, wirkliche, zum institutionellen Bereich der Gesellschaft gehörige Orte, die gleichsam Gegenorte darstellen, tatsächlich verwirklichte Utopien“ (ebd.). Als solche Gegenorte spiegeln, irritieren und konfrontieren sie gesellschaftliche Normen durch ihre Andersartigkeit. Dabei sind sie „Orte, die außerhalb aller Orte liegen, obwohl sie sich durchaus lokalisieren lassen“ (ebd.). So grenzen sich Heterotopien vom dominanten Gesellschaftsraum ab, existieren und wirken jedoch innerhalb dessen Strukturen. In diesem Sinne weisen sie eine reflektierende Wechselbeziehung auf, die Foucault bildhaft anhand einer Spiegelmetapher darlegt. Als spiegelnde Orte stehen Heterotopien in Verbindung mit dem umgebenden Gesellschaftsraum. Sie reflektieren damit etablierte Normen, was „eine Rückwirkung auf den Ort ausübt, an dem ich mich befinde“ (ebd., S. 321). Dabei spiegeln und konfrontieren Heterotopien nicht nur bestehende Gesellschaftsverhältnisse, sondern vergewissern sich ihrer auch zugleich. Hierin vereinen sie eine inhärente Ambivalenz.

So können sie sowohl Orte des Rückzugs, der Subversion und der Kritik als auch der Orte der Kontrolle und Disziplinierung sein (ebd., S. 322).

Grundsätze heterotopischer Orte

Heterotopien finden sich in jeder Gesellschaft in den unterschiedlichsten Formen – dennoch weisen sie zentrale Merkmale und Grundsätze auf (Foucault 1967, S. 321). Sie nehmen eine explizite soziale Funktion ein, die sich über Zeit und je nach gesellschaftlichem Kontext verändern kann (Foucault 1967, S. 322; Morstein 2016, S. 10). Heterotopien operieren nach einer eigenen Zeitlichkeit und verursachen dabei zeitliche Brüche – sogenannte „Heterochronien“ (Foucault 1967, S. 324). In Form von Museen oder Bibliotheken fungieren sie beispielsweise als dauerhafte Zeitspeicher, die unterschiedliche historische Epochen räumlich sammeln. Oder aber sie manifestieren sich als vergängliche Orte wie Jahrmärkte oder Theaterbühnen, in denen gesellschaftliche Konventionen kurzfristig außer Kraft gesetzt sind (ebd., S. 325). Heterotopien konstituieren sich durch räumliche Überlagerungen, indem sie teils widersprüchliche Räume an einem Ort bündeln: „Heterotopien besitzen die Fähigkeit, mehrere reale Räume, mehrere Orte, die eigentlich nicht miteinander verträglich sind, an einem einzigen Ort nebeneinander zu stellen“ (ebd., S. 324). Foucault bezeichnet sie in diesem Sinne als vielschichtigen „Mikrokosmos“ (ebd.). Zudem unterliegen Heterotopien oftmals bestimmten Zugangsregeln, die sie vom dominanten Gesellschaftsraum abgrenzen. So setzen sie laut Foucault „stets ein System der Öffnung und Abschließung voraus, das sie isoliert und zugleich den Zugang zu ihnen ermöglicht“ (Foucault 1967: 325). Er unterscheidet dabei zwischen verschiedenen Arten von Heterotopien: Solche, die nur für bestimmte Gruppen zugänglich sind, wie etwa Synagogen oder solche, die einem Eintrittszwang unterliegen, wie Kasernen oder Gefängnisse (ebd.). Zuletzt sind sie zutiefst ambivalente Orte, die sich in ihrer Funktion zwischen zwei Polen bewegen. So können sie einerseits als illusorischer Gesellschaftsraum oder aber als kompensatorischer Ort fungieren, „der im Gegensatz zur wirren Unordnung unseres Raumes eine vollkommene Ordnung aufweist“ (ebd., S. 326). Beispielhaft hierfür nennt Foucault sich funktional diametral gegenüberstehende Orte wie Freudenhäuser und Psychiatrien (ebd., S. 322-325). In dieser Perspektive bewegen sich Heterotopien auf einem Spektrum zwischen Widerstand und Stabilisierung der dominanten Ordnung.

Diese Merkmale machen deutlich, dass Heterotopien zugleich gesellschaftliche eingebettete als auch abgegrenzte Orte sind. Damit sich normkritische Praktiken überhaupt entfalten können braucht es aus Perspektive der Stadtforschung den „Schutz geschlossener Räume (Heterotopien)“ (Kirchberg & Kagan 2019, S. 383). Nur in solchen urbanen Nischen seien alternative Praktiken von den Alltagszwängen der Mehrheitsgesellschaft befreit. Gleichsam warnen die Autor*innen vor der Überhöhung heterotopischer Orte. So bleiben sie in ihrer Abgeschlossenheit oftmals ohne breitenwirksame Anschlussfähigkeit (ebd.). Ihre abweichende Autonomie birgt zugleich das Risiko sozialer Exklusion (Vogelpohl 2014, S. 70). Heterotopien erfordern daher die stetige Aushandlung zwischen Angleichung und Abweichung von

gesellschaftlichen Normen. Dies zeigt Rebekka Diestelkamp (2020) exemplarisch in ihrer geografischen Forschung über heterotopisches Place-Making am Beispiel Hitzacker/Dorf im Wendland. So wird das Dorf von der lokalen Gemeinschaft als „anderer Ort“ verhandelt, gestaltet und wahrgenommen. Der Prozess bewegt sich dabei zwischen Konformität und Widerspruch zum gesellschaftlichen Mainstream. Heterotopie zeigt sich hier als ein Ortskonstrukt, das von Gegennarrativen, sozialen Aushandlungen und einer Abgrenzung gegenüber dominanten gesellschaftlichen Leitbildern geprägt ist (Diestelkamp 2020, S. 88).

Die im Rahmen dieses Kapitels vorgestellten theoretischen Perspektiven auf Place, Place-Making und Heterotopien bilden den analytischen Rahmen dieser Arbeit. Im Folgenden wird dargelegt, wie diese Konzepte in der empirischen Untersuchung miteinander verschränkt werden, um alternative urbane Orte systematisch erfassen und kritisch diskutieren zu können.

3.5 Theoretischer Bezugsrahmen der Untersuchung

Die vorliegende Arbeit untersucht die Kölner Bürgerzentren im Quartierskontext als potenziell heterotopische, urbane „Gegenorte“, die sich durch ihre räumliche Struktur, soziale Praxis und Bedeutung vom dominante Stadtraum abheben. Das Quartier bietet hierfür einen geeigneten Bezugsrahmen, da es als abgesteckter Lebensraum die Wechselwirkungen zwischen Raum und sozialem Handeln sichtbar macht: „Die Interaktion zwischen Raum und Mensch, das heißt deren wechselseitige Wirkung, werden in einer Raumgröße wie dem Quartier besonders deutlich“ (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 26). Aufgrund seiner sozialen, räumlichen und emotionalen Nähe scheint das Quartier dabei besonders vielversprechend mit Blick auf die Analyse gemeinschaftlicher Aushandlungsprozesse (Vogelpohl 2014, S. 59f.). Im Zentrum dieser Arbeit steht daher die Frage, wie Kölner Bürgerzentren als „andere Quartiersorte“ gestaltet, erlebt und genutzt werden und welche Potenziale daraus für gelebte Demokratie erwachsen. Zur theoretischen Rahmung werden dafür drei Konzepte miteinander verschränkt: Place, Place-Making und Heterotopie.

Als konzeptionelle Grundlage dient das dreidimensionale Place-Verständnis nach Relph (1976) und Vogelpohl (2014), das materielle Strukturen, soziale Praktiken und symbolische Bedeutungen als ineinandergreifende Dimensionen begreift. Die „*phenomenology of place*“ (Seamon 2018, S. 2) ermöglicht es gezielt, subjektive Rahmerfahrungen und atmosphärische Qualitäten in den Blick zu nehmen. Die vorliegende Arbeit begreift „Place“ als einen orientierenden Bezugsrahmen, um das empirische Material zu systematisch zu durchdringen und Wechselwirkungen zwischen Raum, Handlung und Bedeutung zu identifizieren. Der theoretische Rahmen wird dabei nicht über die empirischen Daten gestülpt, sondern im Austausch mit ihnen weiterentwickelt. Place-Making bildet auf das dreidimensionale Place-Verständnis aufbauend den Fokus der Analyse. Der Ansatz wird hier nicht im Sinne der Stadtentwicklung als Planungsinstrument verstanden, sondern als ein sozialräumlicher Aushandlungsprozess, der von

alltäglichen Praktiken, Erfahrungen und symbolischen Bedeutungen getragen wird (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021; Lombard 2014; Mateo-Babiano & Lee 2020). Diese Perspektive erlaubt es, die Kölner Bürgerzentren als gelebte und praktizierte Stadträume zu analysieren (Beck & Schnur 2016, S. 72). Place-Making bietet einen geeigneten Zugang zur Analyse der Kölner Bürgerzentren, da es als offenes Konzept vielfältige Raumpraktiken jenseits normativer Zuschreibungen und vorgefertigter Kategorien erfasst. Der Analysefokus bildet sich somit aus den erfassten Praktiken, Bedeutungen und Erfahrungen, die sich vor Ort entfalten (Lombard 2014, S. 16). So richtet die vorliegende Forschung ihren Blick auf die Kölner Bürgerzentren als soziale Handlungs- und Erfahrungsräume. Konzepte wie Sense of Place und Place Attachment erweitern die Analyse dabei um eine sinnliche und emotionale Dimension.

Um die Kölner Bürgerzentren als Orte eines anderen urbanen Miteinanders zu erörtern, stützt sich diese Arbeit auf das Konzept der Heterotopie nach Michel Foucault (1967). Heterotopien sind reale und zugleich „andere Orte“ innerhalb der Gesellschaft, in denen dominante Strukturen gespiegelt, unterlaufen oder neu geordnet werden. Sie zeichnen sich durch besondere Raumordnungen, eigene Zeitlichkeiten und abgrenzende Zugangssysteme gegenüber der Mehrheitsgesellschaft aus (ebd., S. 320-326). In diesem Sinne fungieren Heterotopien in dieser Studie als ein konzeptioneller Deutungsrahmen, um Bürgerzentren als „diese anderen Orte, diesen [...] realen Gegensatz zu dem Raum, in dem wir leben, zu erforschen, zu analysieren, zu beschreiben und zu ‚lesen‘“ (Foucault 1967, S. 321). Der Heterotopie-Begriff wird dabei nicht normativ angewandt, sondern als offene Denkfigur genutzt, um zu prüfen, ob und in welcher Weise sich aus dem empirischen Material eine spezifische Orts-Typologie ableiten lässt. Auf diese Weise wird erörtert, inwiefern die Kölner Bürgerzentren als „anderen Quartiersorte“ gelten können. In Verbindung zu Place-Making entsteht ein ganzheitlicher angelegter Zugang, in dem Heterotopien den gesellschaftstheoretischen Rahmen liefern. Die Analyse richtet den Fokus auf die alltäglichen Place-Making-Prozesse in den Bürgerzentren – bestehend aus soziale Praktiken, Raumaneignungen und Bedeutungszuschreibungen (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021; Mateo-Babiano & Lee 2020). Damit erlaubt die Verbindung beider Konzepte die Zentren als gesellschaftlich positionierte, bedeutsame und gelebte Erfahrungsräume zu untersuchen.

Während Place-Making in der Forschung vielfach im Kontext ökonomischer Stadtentwicklung und planerischer Vorhaben betrachtet wird (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 1; Heeg 2016; Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 23), fokussiert diese Arbeit soziale Praktiken, Aushandlungsprozesse und Teilhabeformen in der alltäglichen Nutzung urbaner Orte. Dabei basiert sie auf einem Verständnis, das Räume als Ergebnis prozesshafter, sozialer Aushandlungen versteht (Haubrich 2019, S. 89). Damit visiert die vorliegende Forschung eine weiterführende Place-Making-Perspektive, die sich nicht auf strikte bottom-up oder top-down Steuerungen reduzieren lässt. Bislang bleibt hier die Rolle zivilgesellschaftlicher Akteur*innen sowie fördernder und hemmender Rahmenbedingungen nur unzureichend erforscht (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 3). Zwar rücken alternative und gemeinschaftliche Räume wie

Zwischennutzungen, Nachbarschaftsgärten oder kreative Freiräume stärker in den Fokus der empirischen Stadtforschung (Hellriegel & Schmitt Pacifico 2019; Kagan et al. 2019; Kruber 2017; Morstein 2016), doch bleibt offen, wie sich die organisationalen Strukturen dieser Alternativorte zu ihren potenziellen Wirkungen verhalten. An diese Frage anknüpfend zeigen Kirchberg & Kagan (2019) in ihrer Forschung, dass sich Quartiersprojekte durchaus mit transformativen Diskursen auseinandersetzen. Jedoch bleibt unklar, unter welchen Bedingungen das gesellschaftskritische Potenzial dieser Räume freigesetzt wird (ebd., S. 384). Auch wenn zahlreiche alternative Stadtteilräume bereits beforscht wurden, fehlt bisher eine systematische Studie über kommunale Bürgerzentren als institutionell verankerte und zivilgesellschaftlich genutzte Quartiersorte. Diese Forschungslücke adressiert die vorliegende Arbeit mit dem Ziel, kommunale Bürgerzentren am Beispiel Kölns anhand des örtlichen Place-Makings zu analysieren und als heterotopische Orte theoretisch zu erörtern. Gerade mit Blick auf ihre zivilgesellschaftliche Ausrichtung erscheinen Bürgerzentren dabei als geeignete und relevante Untersuchungskontexte für Erfahrungen „gelebter Demokratie“ – verstanden als nicht-formalisierte Praxis alltäglicher Begegnung, Aushandlung und sozialer Teilhabe. So äußert sich die vorliegende Arbeit als empirische Forschung der sozialräumlichen Place-Making-Prozesse in den Kölner Bürgerzentren, welche als heterotopische Quartiersorte theoretisch verortet werden. In diesem Zuge erörtert die Studie konkret, inwiefern sich die Zentren durch alternative Raumordnungen, Nutzungserfahrungen und Bedeutungswelten auszeichnen und inwieweit hierin ihr Potenzial für gelebte Demokratie liegt. Wie Palazzo betont, erfordert die Analyse solcher Orte die Untersuchung der nutzenden Gemeinschaft:

The design of adaptive and flexible places requires active engagement of the community to support the coexistence of diverse uses and to address the unexpected, creative and changing social attitudes to space by users and the idea of place as a living system. (Palazzo 2020, S. 138)

Im Zentrum der Analyse steht daher die Wechselbeziehung zwischen den Place-Dimensionen und subjektiven Wahrnehmungen: Wie erleben, nutzen und gestalten Menschen die Bürgerzentren? Welche Bedeutungen werden ihnen zugeschrieben? Und wie wirken sich diese Prozesse auf demokratische Teilhabe im Alltag der Nutzer*innen aus? Obwohl viele Studien die physische Gestaltung urbaner Orte ergründen, bleiben die soziale und symbolische Ortsdimensionen oft „*schematic or merely hypothetical*“ (Palermo & Ponzini 2015, S. 6). So sind diese nur schwer fassbar, da sie sich in subjektiven Erfahrungen und Praktiken vor Ort manifestieren: „*[H]appiness, smiles, diversity of users, people taking photographs*“ (Silberberg et al. 2013, S. 27). Vor diesem Hintergrund fehlt es an empirisch fundierten und nicht-reduktiven Studien, die das Zusammenspiel materieller Raumstrukturen, sozialer Dynamiken und symbolisch-emotionaler Bedeutungen systematisch erfassen (ebd.). Eine differenzierte Analyse der gelebten Erfahrungen vor Ort erfordert somit den Einbezug derjenigen Akteur*innen, die den Nutzungsalltag dieser Orte mitgestalten und prägen:

Nur durch eine angemessene Empirie, ein eigenes Erleben vor Ort, durch ‘gesunden Menschenverstand’ und mit Hilfe der eigentlichen Quartiersexperten, der Bewohnerinnen und

Bewohner, können wir solche entwaffnenden Einblicke ins alltägliche Kiezleben bekommen. (Schnur 2014, S. 47f.)

Die vorliegende Arbeit nimmt in diesem Zusammenhang eine kritische Perspektive auf Place ein, die bestehende Ungleichheitsverhältnisse und Ausschlussmechanismen mitdenkt (Lombard 2014, S. 12f.; Massey 1991; Vogelpohl 2014, S. 73). Hieraus resultiert eine kritische Betrachtung der Bürgerzentren mit Blick auf die soziale Durchlässigkeit und Offenheit ihrer Gestaltung, Nutzung und Symbolik.

Die Verbindung der Konzepte Place, Place-Making und Heterotopie spannt einen innovativen und integrativen Analyserahmen, der materielle Strukturen, soziale Praktiken und subjektive Bedeutungen bündelt. Die theoretische Rahmung erlaubt es, die Bürgerzentren nicht nur als physische Infrastrukturen zu betrachten, sondern als erfahrene, gelebte und bedeutungsvolle Orte. So wird untersucht, wie sie als alltagsnahe Orte zwischen institutioneller Rahmung und gelebter Praxis verortet sind. Der Erkenntnisgewinn der Forschung liegt in der Analyse der Bürgerzentren als alternative Quartiersorte und ihrer damit einhergehenden räumlichen, sozialen, symbolischen und atmosphärischen Qualitäten. Dabei fragt sie insbesondere nach den Bedingungen, die ihre soziale Wirksamkeit beeinflussen. Hierbei wird das Konzept der Heterotopie in einen kontextspezifischen und praxisbezogenen Rahmen überführt. Die Verbindung einer phänomenologischen Perspektive mit einer theoriegeleiteten Kontextualisierung soll eine empirisch fundierte und ganzheitlich angelegte Typologie der Kölner Bürgerzentren ermöglichen, welche auf dem Zusammenspiel von Materialität, sozialer Dynamik und subjektiver Bedeutung basiert. Damit leistet die Arbeit einen Beitrag zum Verständnis von Place-Making als einem sozialräumlichen Aushandlungsprozess und erweitert bestehende Perspektiven auf die inklusive Gestaltung urbaner Orte. Im folgenden Kapitel wird dahingehend das methodische Vorgehen erläutert.

4. Forschungsfrage und Methodik

Ziel dieser Arbeit ist es, die Kölner Bürgerzentren als Ortstypus theoriebildend zu reflektieren sowie die örtlichen Potenziale für gelebte Demokratie zu erörtern. Die qualitative Forschung fokussiert hierfür einerseits die intentionale Gestaltung und normative Ausrichtung der Zentren und andererseits die subjektiven Nutzungserfahrungen, Bedeutungszuschreibungen und konkreten Praktiken der Nutzer*innen. Um diese Eindrücke zu erfassen, folgt die Untersuchung einem phänomenologischen Zugang. Die Phänomenologie ermöglicht die multiperspektivische und reflexive Analyse komplexer und oft unbewusster Wahrnehmungen: „[A] way to examine phenomena from different but complementary perspectives normally unnoticed or ignored“ (Seamon 2018, S. 6). Die erfassten subjektiven Erfahrungen, Bedeutungen sowie atmosphärischen Wahrnehmungen werden dabei relational und kontextsensibel verortet (ebd.). Die Methodik orientiert sich am Forschungsstil der Grounded Theory nach Strauss & Corbin (1996, 2015), ergänzt durch Strübing (2018, 2021). Dieser vollzieht sich als ein strukturierter und zirkulärer Analyseprozess, bei dem die Theoriebildung aus dem empirischen Material heraus entwickelt wird. Die

damit einhergehende erkenntnistheoretische Offenheit unterstützt das Anliegen dieser Arbeit, das Place-Making und die örtlichen Eigenschaften der Kölner Bürgerzentren mit Blick auf ihre wahrgenommene Besonderheit und heterotopischen Qualitäten zu untersuchen. Im Mittelpunkt der empirischen Datenerhebung stehen daher folgende Fragen: Wie werden die Kölner Bürgerzentren gestaltet, genutzt und erfahren? Welche sozialen Dynamiken, Bedeutungen, Funktionen und Wirkungen lassen sich erkennen? Und welche Potenziale entstehen für Erfahrungen demokratischer Alltagspraktiken und sozialer Teilhabe? Um diesen Fragen nachzugehen, werden Perspektiven von Nutzer*innen und Betreiber*innen systematisch zusammengeführt. Dabei ermöglicht die Verschränkung beider Sichtweisen eine differenzierte Analyse der Gestaltung, Erfahrung und Bedeutung der Kölner Bürgerzentren sowie der erforderlichen Bedingungen und Faktoren für soziale Teilhabe im Quartier.

Im folgenden Unterkapitel wird der qualitative Forschungsansatz sowie die Wahl der Grounded Theory begründet. Dabei wird der Vorgang der empirischen Datenerhebung sowie die angewandte Methodik der Grounded Theory expliziert. Ein besonderes Augenmerk liegt hier auf der Kontrastierung der Akteursperspektiven sowie auf der Erarbeitung des Kodierparadigmas. Das Methodik-Kapitel bildet die Grundlage für die Ergebnisdarstellung in Kapitel 5.

4.1 Qualitatives Vorgehen und Grounded Theory

Die Place-Forschung versteht Orte nicht als statische Untersuchungsobjekte, sondern als durch menschliche Wahrnehmung und Handlung konstituiert. Daher folgt die vorliegende Forschung einem qualitativen Forschungsansatz, der dazu fungiert die „Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben“ (Flick et al. 2007, S. 14). Ziel ist es hierbei, soziale Wirklichkeit in ihren Bedeutungswelten, Strukturen und Prozessen sichtbar zu machen und auf dieser Basis theoriebildend zu arbeiten (ebd.). So dient die qualitative Untersuchung dazu, die Perspektive der Beforschten einzunehmen und zu verstehen, wodurch die Forschenden selbst Teil des Forschungsprozesses werden (Strauss & Corbin 2014, S. 4). Im Gegensatz zur quantitativen Forschung, die kontextübergreifend und auf Grundlage bestehender Theorien und Annahmen forscht (Flick 2007, S. 12), verfolgt die qualitative Forschung einen offenen Zugang zu Erfahrungswelten und richtet sich auf die Analyse von „*concrete cases in their temporal and local particularity*“ (ebd., S. 21). In diesem Sinne knüpft die vorliegende Arbeit an Achim Hahns (2007) Plädoyer für eine „Praxis der explorativen Quartiersforschung“ an, die mittels qualitativer Interviews das Erfahrungswissen von Bewohner*innen fokussiert (Schnur 2014, S. 46). In diesem Zuge will die vorliegende Arbeit subjektive Perspektiven in ihrer Vielschichtigkeit erfassen und ernst nehmen. Hierauf aufbauend sollen die Kölner Bürgerzentren als konkrete, sozialräumliche Kontexte erfahrungsbasiert beleuchtet und theoriebildend diskutiert werden.

Die Grounded Theory wurde von den Soziologen Barney Glaser & Anselm Strauss (1967) als zirkuläres Forschungsprinzip konzipiert. Sie basiert auf einem iterativen, sich wechselseitig beeinflussenden

Forschungsprozess aus empirischer Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung (Strauss & Corbin 2015, S. 3; Strübing 2018, S. 32f., 37). Das Ziel des Verfahrens liegt in der Generierung einer gegenstandsbezogenen Theorie, die sich aus dem erhobenen empirischen Material bildet (Strübing 2018, S. 35). Die Grounded Theory bietet einen explorativen, offenen Zugang zum Forschungsfeld, der es ermöglicht, komplexe Phänomene ganzheitlich und kontextsensibel zu verstehen (Flick 2007, S. 91; Glaser & Strauss 2005, S. 19ff.). Dabei werden theoretische Annahmen nicht vorausgesetzt, sondern im Verlauf des zirkulären Prozesses kontinuierlich überprüft, angepasst und verdichtet (Glaser & Strauss 2005, S. 92). So ermöglicht der Forschungsstil einen theoretischen Erkenntnisgewinn, der aus den empirischen Daten erwächst: „[G]row from the ground up“ (Janz 2005, S. 93).

Die wechselseitige Erhebung und Auswertung von Daten werden als „Theoretisches Sampling“ bezeichnet. Dabei leiten die fortlaufend gewonnenen Erkenntnisse maßgeblich die Ausrichtung der weiteren Datenerhebung (Glaser & Strauss 1998, S. 53, zitiert in Strübing 2018, S. 41). Nach Glaser & Strauss erfolgt die Theoriebildung über die induktive Kategorienbildung aus dem empirischen Material (2005, S. 39). Dieses Verfahren sichert eine flexible und ergebnisoffene Datenerhebung, die eine differenzierte Beleuchtung des untersuchten Phänomens ermöglicht (Böhm 2009, S. 476f.; Glaser & Strauss 2005, S. 56). In einem explorativen und zirkulären Kodierungsprozess werden Deutungsmuster und Annahmen entwickelt (Breuer 2009, S. 71, 77). So versteht die Grounded Theory „Kodieren als den Prozess der Entwicklung von Konzepten in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material“ (Strübing 2021, S. 16). Hierfür wird das Datenmaterial beim Kodieren zunächst aufgespalten, um anschließend hervortretende Sinnzusammenhänge neu zusammensetzen. Im Zuge dieses Kodierprozesses wird schließlich eine Theorie entwickelt (Strauss & Corbin 1996, S. 39).

Konkret umfasst die Analyse des empirischen Materials folgende Kodierungsschritte: „Das a) offene Kodieren, b) axiale Kodieren und c) selektive Kodieren“ (Strauss & Corbin 1996, S. 40). Beim offenen Kodieren werden zunächst erste inhaltliche Zusammenhänge im Material herausgearbeitet. Dies geschieht infolge einer kleinteiligen Analyse von relevanten Textpassagen oder Wörtern, die als sogenannte „Codes“ gelabelt werden. Im Laufe der Analyse werden die gebildeten Codes miteinander verglichen, anhand ihrer Eigenschaften und Dimensionen gruppiert und zu abstrakteren „Konzepten“ zusammengefasst. Die Konzepte werden wiederum in übergeordnete „Kategorien“ abstrahiert (ebd., S. 44). Im nachfolgenden axialen Kodieren erfolgt das In-Beziehung-Setzen zentraler Kategorien „um die eigene Achse“ (ebd., S. 51). Auf diese Weise erscheinen neue Zusammenhänge. Die zwischen den Kategorien hervortretenden Verbindungen bleiben flexibel, damit die mit ihnen einhergehenden Annahmen wiederholt geprüft werden können (Breuer 2009, S. 84; Strübing 2018, S. 45f.). Die Kategorien bilden schließlich die Fundamente der entstehenden Theorie (Strübing 2018, S. 44). Der letzte Kodierschritt umfasst das selektive Kodieren, in dessen Zuge die Analyse des empirischen Materials auf eine abstraktere Ebene gehoben wird. Der Fokus liegt hier auf der Bildung von zentralen „Kern- oder

Schlüsselkategorien“, die mit den zuvor gebildeten Kategorien in Relation gesetzt werden (Strauss & Corbin 1996, S. 94f.). Durch diese Verknüpfung entstehen Zusammenhänge, aus denen sich ein theoretisches Modell entwickeln lässt. So bilden die im empirischen Material verankerten Kernkategorien die Theorie der Forschung (Glaser & Strauss 2005, S. 33). Durch das zirkuläre Vorgehen stehen die drei Kodierschritte in einer sich gegenseitig beeinflussenden und aufeinander aufbauenden Wechselbeziehung zueinander (Breuer 2009, S. 93). Der iterative Prozess erlaubt das kontinuierliche In-Beziehung-Setzen der Daten sowie das wiederholte Überprüfen der erschlossenen Zusammenhänge. Durch diese intensive Analyse des erhobenen Datenmaterials wird die entwickelte Theorie gegenstandsbezogen verankert („Grounding“) und verdichtet (Strauss & Corbin 1996, S. 39, 109ff.). Doch erfolgt der hier stringent dargestellte Kodierungsprozess zumeist nicht entsprechend diesem modellhaften Vorgehen, sodass es gelegentlich zu einem Wechsel zwischen den Kodierschritten kommt (ebd., S. 95). Die fortlaufende Integration von Kategorien und Konzepten in der Datenauswertung bedingt die stetige Anpassung und Neuausrichtung der analytischen Perspektive (Strübing 2018, S. 46f.). Dieser zirkuläre Sampling-Prozess wird so lange durchgeführt, bis es zur „Theoretischen Sättigung“ kommt und aus dem analysierten Datenmaterial kein weiterer Erkenntnisgewinn generiert werden kann (Glaser & Strauss 1996, S. 68; Strauss 1991, S. 49, zitiert in Strübing 2018, S. 40). Erst wenn die theoretische Sättigung besteht, werden Datengewinnung und -analyse in der Grounded Theory als abgeschlossen erachtet. Insbesondere aufgrund dieser erkenntnisoffenen Forschungshaltung besteht auf Seiten der Forschenden häufig jedoch Unsicherheit (Böhm 2009, S. 484).

Die Grounded Theory dient der vorliegenden empirisch-explorativen Untersuchung als methodische Grundlage, um subjektive Raumerfahrungen und komplexe Raumpraktiken zu erschließen. Zugleich ermöglicht sie kontextspezifische Einblicke in charakteristische Strukturen, Prozesse und Eigenheiten der Kölner Bürgerzentren, wodurch sie eine theoretische Rückbindung an Place-Making und Heterotopien erlauben. Aufgrund des qualitativen Datensamples von acht Interviews, ist die im Zuge dieser Untersuchung erfolgte Theoriebildung begrenzt.

4.2 Datenerhebung und Datenanalyse

Interviews und Sampling

Forschungen nach dem Prinzip der Grounded Theory können je nach untersuchtem Phänomen eine methodische Datenerhebung wählen, die für das Forschungsinteresse sinnvoll scheint (Strauss & Corbin 2015, S. 37). Dementsprechend stammen die Daten der vorliegenden empirischen Forschung aus leitfadengestützten, narrativen Interviews mit Betreiber*innen und Nutzer*innen aus ausgewählten Kölner Bürgerzentren. Sie bilden die Grundlage für die Entwicklung zentraler Analysekatogorien und Deutungsmuster zur Erfassung der örtlichen Place-Making-Prozesse und heterotopischen Qualitäten, wodurch die Bürgerzentren in ihrer spezifischen Eigenart durchdrungen werden können. Mit Blick auf

die Place-Dimensionen (Relph 1976; Vogelpohl 2014) eröffnet die kontrastierende Betrachtung beider Akteursperspektiven ein vertieftes Verständnis der dynamischen Wechselwirkungen zwischen Raumgestaltung, Nutzungspraxis und symbolischer Wahrnehmungen. Somit kann eine gegenstandsverankerte Theorie über den Ortstypus und das Ortsgeschehen der Kölner Bürgerzentren entwickelt werden.

Zur empirischen Untersuchung wurden insgesamt acht qualitative Interviews in vier Kölner Bürgerzentren geführt. Dabei erfolgte jeweils ein Gespräch mit eine*r Betreiber*in und eine*r Nutzer*in pro Zentrum. Die ausgewählten Bürgerzentren liegen in sozioökonomisch unterschiedlichen Quartieren, wodurch eine möglichst breite Perspektivenvielfalt gewährleistet wird. Nach Jochen Gläser und Grit Laudel werden die Interviewpartner*innen als Expert*innen betrachtet und fungieren durch ihre Rolle im Untersuchungsfeld als „Quelle von Spezialwissen über die zu erforschenden sozialen Sachverhalte“ (2010, S. 12). Im Sinne der „*phenomenology as a way of knowing*“ (Seamon 2018, S. 8) besteht die Annahme, dass die Interviewten über spezifisches Erfahrungswissen verfügen, das fundierte Einblicke in das Untersuchungsfeld der Kölner Bürgerzentren ermöglicht. Dabei wird in der Place-Making-Forschung häufig zwischen zwei Akteursgruppen lokaler Gemeinschaften unterschieden. So differenzieren Gulfira Akbar & Edelenbos zwischen formellen Trägern wie gemeinnützigen Vereinen und informellen Akteur*innen wie Mitgliedern einer Initiative (2021, S. 9). Hieran anknüpfend soll die Gegenüberstellung von Betreibenden und Nutzenden in den Kölner Bürgerzentren sowohl normative Zielsetzungen als auch subjektive Raumerfahrungen, Nutzungspraktiken und Bedeutungszuschreibungen erfassen.

Die Interviews wurden im Zeitraum von Februar bis März 2025 geführt. Sie nahmen etwa eine Stunde Zeit in Anspruch und wurden mit dem Einverständnis der Interviewten anonymisiert als Audioaufnahme aufgezeichnet. Ein Teil der Interviews fand vor Ort in den Bürgerzentren statt, um die Gesprächsatmosphäre zu stärken, örtliche Themen hervorzurufen und unmittelbare Ortseindrücke zu erhalten. Aus Krankheitsgründen musste ein Teil der Interviews digital geführt werden – dabei befanden sich die Gesprächspartner*innen selbst jedoch in den Bürgerzentren. So konnten, wenn auch eingeschränkt, konkrete Eindrücke und Anhaltspunkte für örtliche Ereignisse und Anekdoten gewonnen werden. Die zweiphasige und akteurspezifische Datenerhebung erforderte die Entwicklung zwei verschiedener Interview-Leitfäden. Die Leitfäden dienten hier als thematische Orientierungshilfe für erzählgenerierende Impulse, wurden jedoch flexibel und situativ gehandhabt, um subjektiven Schwerpunkten der Interviewten Raum zu geben. Im Laufe der Interviews wurden die Leitfäden angepasst und weiterentwickelt, um besser auf individuelle Gesprächsverläufe eingehen und neue Erkenntnisse gewinnen zu können. Durch offene Fragen („Wie erlebst du...?“ „Was bedeutet für dich...?“ „Wie nimmst du wahr...?“) sollte ein narrativer Erzählstil angeregt werden, um tieferliegende, individuelle Raumerfahrungen zu erschließen. Im Gegensatz zu der hier gewählten erzählgenerierenden Interviewform gibt es auch Verfahren wie das qualitative Leitfadeninterview, welches das Gespräch mittels vorformulierter Fragen steuert (Mayring 2002, S. 67). Diese Vorgehensweise lässt jedoch wenig Spielraum für subjektive Perspektiven und

Schwerpunkte der Befragten und lenkt den Gesprächsfluss durch den vorgefertigten Leitfaden (Küsters 2006, S. 21). Um die sozialräumlichen Prozesse, Qualitäten und Wahrnehmungen der Kölner Bürgerzentren offen und explorativ beleuchten zu können, basiert die vorliegende Forschung daher auf leitfadengestützten Interviews.

Durchführung der Interviews

In der ersten Erhebungsphase wurden Interviews mit dem Leitungspersonal und Mitarbeitenden der Bürgerzentren geführt (folgend Betreiber*innen genannt). Im Fokus dieser Gespräche standen räumliche Gestaltungen, normative Leitbilder und Selbstverständnisse sowie organisatorische Prinzipien und Herausforderungen. Die Interviews gaben somit Einblicke in die intentionale und konzeptionelle Gestaltung der Zentren: Welche Ziele und Werte verfolgen sie und welche sozialen Funktionen sollen sie dabei erfüllen? Welche Nutzungsformen und Zielgruppen werden angestrebt und wo zeigen sich Hürden und Grenzen?

In der zweiten Erhebungsphase wurden aktive Nutzer*innen mit unterschiedlichen sozialen und demografischen Hintergründen befragt. Ausschlaggebend für ihre Auswahl war eine langfristige Nutzung, um sicherzustellen, dass auf persönliche Erlebnisse und Nutzungserfahrungen zurückgegriffen werden kann. Der Kontakt zu den Nutzer*innen wurde dabei über die Bürgerzentren selbst vermittelt. Die Interviews gaben Einsicht in die gelebte Raumpraxis mit Blick auf alltägliche Nutzungen, Bedeutungszuschreibungen und soziale Interaktionen. Im Mittelpunkt der Gespräche standen subjektive Wahrnehmungen und atmosphärische Eindrücke. Auf Grundlage der Nutzungsperspektive können wahrgenommene Ortsqualitäten und Wirkungen erörtert werden, die sich etwa in Gemeinschaftsbildung, persönlichen Entwicklungen oder Erfahrungen von Selbstwirksamkeit äußern. Mit Blick auf das Potenzial der Zentren für soziale Teilhabe und gelebte Demokratie konnten dabei Rückschlüsse über förderliche sowie hinderliche Raumfaktoren gezogen werden. Insgesamt zielt die qualitative Datenerhebung darauf, die Kölner Bürgerzentren als gestaltete und erfahrene Quartiersorte in ihrer normativen Ausrichtung, gelebten Alltagspraxis und symbolisch-atmosphärischen Rezeption empirisch zu erschließen. Während Betreiber*innen Einblicke in Selbstverständnisse, Zielsetzungen und Herausforderungen gaben, zeigten Nutzer*innen, wie die Zentren tatsächlich erlebt, genutzt und bewertet werden.

Analyse und Datenauswertung

Die Transkription der Interviews erfolgte mithilfe der Software f4,¹⁰ die Analyse nach dem Prinzip der Grounded Theory (Strauss & Corbin 1996, 2015; Strübing 2018, 2021). Die transkribierten Interviews wurden zunächst offen und explorativ kodiert, um eine Übersicht der genannten Themen zu erhalten und relevante Textstellen hervorzuheben. Dabei wurden im Verlauf der Analyse anhand

¹⁰ Audiotranskription „f4“ (2026): *Homepage*. <https://www.audiotranskription.de/> (letzter Zugriff am 27.03.2026)

wiederkehrender Themen und Begriffe oder auftretender Bedeutungszusammenhänge induktive Codes gebildet, die aus dem Datenmaterial hervorgingen (Strübing 2021, S. 110). Darauf folgte ein zweiter Analysedurchgang, in dem relevante Aspekte und Themen fokussiert und vertieft betrachtet wurden. Die Software MAXQDA unterstützte dabei die systematische Kodierung des empirischen Materials. Mittels des zirkulären Analyseprozesses wurden wiederholt Annahmen über die Interviewdaten formuliert, geprüft und weiterentwickelt. Die Kategorienbildung im Zuge des axialen Kodierens erfolgte dabei über das In-Beziehung-Setzen und Zusammenfassen der zuvor gebildeten Codes (Strübing 2021, S. 19). Hierdurch trat eine Schlüsselkategorie hervor, die in das entwickelte Kategoriensystem gebettet wurde. Auf Grundlage dieses übergeordneten Systems aus Zusammenhängen konnte die Theorie über das Phänomen der Kölner Bürgerzentren abgeleitet werden (ebd., S. 17). Hierdurch war es möglich, ortsspezifische Eigenschaften, Dynamiken und Wirkungszusammenhänge differenziert zu betrachten und diese mit Blick auf die drei Place-Dimensionen (materiell, sozial, symbolisch) und heterotopischen Ortsqualitäten zu erörtern.

Die axiale Kodierung der Interviews orientierte sich am Kodierparadigma nach Strauss & Corbin (1996). Dieses sucht danach, zentrale Zusammenhänge zwischen Bedingungen, Kontexten, Strategien und Wirkungen des untersuchten Phänomens systematisch zu erfassen (Strauss & Corbin 1996, S. 78). Dabei dient das Kodierparadigma insbesondere der systematischen Beantwortung der „Wer-Wie-Wo-Was-Warum-Fragen, mit denen wir auch im Alltag den Sinn von Ereignissen zu erschließen versuchen, indem wir nach Zusammenhängen forschen, die als Erklärungen fungieren können“ (Strübing 2018, S. 46). Für das Kodierparadigma werden zentrale, aus dem empirischen Material heraus gebildete Kategorien in Beziehung zueinander gesetzt, die einem strukturierten Schema folgen: „1) Ursachen der zu untersuchenden 2) Phänomene, deren 3) Kontext, relevanten 4) intervenierenden Bedingungen, phänomenbezogene 5) Handlungen und Strategien sowie deren 6) Konsequenzen“ (Strübing 2021, S. 26). Auf diese Weise erlaubte das Paradigma die systematische und theoriegenerierende Erschließung der Interviews. Die unterschiedlichen Akteursperspektiven wurden dabei zunächst getrennt voneinander betrachtet. So eröffnen Betreibende und Nutzende verschiedene Zugänge zu den Kölner Bürgerzentren, die einerseits auf einer intentional-gestaltenden und andererseits auf der erlebend-nutzenden Perspektive fußen. Für beide Akteursgruppen wurde je ein eigenes Kodierparadigma entwickelt, um die Kölner Bürgerzentren als untersuchte Phänomene möglichst ganzheitlich abbilden zu können. Auf Grundlage des systematischen Kodierparadigmas erfolgte schließlich die vergleichende und strukturierte Gegenüberstellung der Betriebs- und Nutzungsperspektive. Dabei kristallisierte sich im Zuge des selektiven Kodierens die übergreifende Kernkategorie der „Responsivität“ heraus, welche maßgeblich zur Theoriebildung über den Ortstypus und das Ortsgeschehen der Kölner Bürgerzentren beitrug (Strübing 2021, S. 17). Im Sinne der Grounded Theory konnte so eine gegenstandsverankerte Theorie generiert werden, die auf dem wechselseitigen Austausch der empirischen Daten mit theoretischen Konzepten basiert. Diese iterative Vorgehensweise ermöglichte die empirisch geleitete Beleuchtung subjektiver

Raumerfahrungen, Praktiken und entstehender Bedeutungen im Place-Making-Prozess der Kölner Bürgerzentren. Dabei sicherte der Forschungsstil der Grounded Theory stets emergente und unerwartete Erkenntnisse. Dennoch gilt es zu beachten, dass die gewonnenen Erkenntnisse nur „in den meisten Fällen angemessen sind, nicht unbedingt in jedem einzelnen Fall“ (Strauss & Corbin 1996, S. 114). Ergänzend diente die phänomenologische Perspektive der gezielten Erschließung subjektiver Bedeutungen, sinnlich-emotionaler Erfahrungen und atmosphärischer Wahrnehmungen.

Kontrastierende Analyse der Akteursperspektiven

Ein zentrales Element der methodischen Analyse markiert die kontrastierende Gegenüberstellung der Perspektiven von Betreiber*innen und Nutzer*innen. Ziel dieser Vorgehensweise ist es, die Kölner Bürgerzentren als Orte zu erfassen, die durch unterschiedliche Akteur*innen gestaltet, geprägt und erlebt werden. So ermöglicht die Gegenüberstellung die systematische Erschließung von örtlichen Spannungsfeldern zwischen normativen Ansprüchen, Herausforderungen und Selbstverständnissen sowie den gemachten Erfahrungen, Erwartungen und Nutzungen. Auf diese Weise resultiert ein differenziertes Bild der einzelnen Bürgerzentren. In der Kontrastierung beider Perspektiven liegt somit ein wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn, der potenzielle Divergenzen sowie gelingende Wechselwirkungen und Faktoren beleuchtet.

Die Analyse erfolgt dabei mehrstufig. Die gruppenspezifische Auswertung der Interviews innerhalb der jeweiligen Akteursgruppe (Betreiber*innen / Nutzer*innen) erlaubt die Identifizierung thematischer Schwerpunkte. Anschließend werden zentrale Themen wie etwa die konzeptionelle Raumgestaltung und tatsächliche Raumerfahrungen sowie normative Nutzungsansprüche und alltägliche Nutzungsroutinen perspektivenübergreifend kontrastiert. Dieses Vorgehen dient dabei nicht nur der Vergleichbarkeit, sondern auch der ganzheitlichen und tiefgehenden Durchdringung des empirischen Materials. Durch die wechselseitige Bezugnahme beider Perspektiven kann somit nachvollzogen werden, welche Zielvorstellungen, Erwartungen, Praktiken und Erfahrungen bestehen und wo Divergenzen erscheinen. Auf diese Weise können gestalterische Überlegungen und Konzepte der Kölner Bürgerzentren mit subjektiven Wahrnehmungen der Nutzer*innen gegenübergestellt werden. Die Kontrastierung der Perspektiven ermöglicht somit die Bearbeitung der Forschungsfrage nach der ortsspezifischen Gestaltung, Nutzung und Erfahrung der Kölner Bürgerzentren. Hierauf aufbauend folgt die Erschließung ihrer charakteristischen Ortsdynamiken und -qualitäten.

4.3 Reflexion der methodischen Herangehensweise

Insbesondere in der Stadtforschung eignen sich qualitative Fallstudien, um kontextspezifische Strukturen, Prozesse und Dynamiken vertieft zu erfassen und um daraus theoriegeleitete Erkenntnisse für vergleichbare Stadträume zu entwickeln (Lamker 2014). Die vorliegende Forschung kombiniert hierfür

eine multiperspektivische Grounded Theory mit einem phänomenologischen Zugang. Während Grounded Theory im Sinne von Strauss & Corbin (1996) die Theoriebildung durch Sampling, Kontrastierung und dem permanenten Vergleich des empirischen Materials erzielt, fokussiert der phänomenologische Zugang vor allem subjektive Raumerfahrungen. Auch wenn die Phänomenologie theoretische Reflexion erlaubt (Seamon 2018, S.16), bleibt die Deutung der Befunde hierbei jedoch stets interpretativ und kontextabhängig: „*nothing can be seen purely as it is in itself*“ (ebd., S. 6). In diesem Sinne dient die multiperspektivische Analyse miteinander verbundener Akteursperspektiven dazu, interpretative Fehldeutungen zu reduzieren und eine ganzheitlichere Betrachtung der Bürgerzentren zu ermöglichen (ebd., S. 16). Mittels der Grounded Theory wird das schematische Gerüst zur Entwicklung der Kernkategorie entwickelt, während die phänomenologische Perspektive einen analytischen Zugang zur Raumwahrnehmung der Nutzer*innen schafft. Aus der Verbindung methodischer Systematik und phänomenologischer Offenheit können somit sowohl Gestaltungsmuster, kollektive Nutzungspraktiken als auch individuelle Erfahrungen erfasst werden. In ihrer Verbindung ermöglichen Grounded Theory und Phänomenologie damit eine kontextsensible und ergebnisoffene Untersuchung der Kölner Bürgerzentren.

Dennoch bleibt der Forschungsprozess unweigerlich interpretativ und subjektiv geprägt. Forschende sind „nie allein neutrale Betrachter, sondern zwangsläufig [...] immer auch Subjekte des Forschungsprozesses“ (Strübing 2021, S. 12). Die vorliegende Arbeit erhebt daher keinen Anspruch auf Objektivität oder Generalisierbarkeit und versteht sich als eine kontextspezifische Rekonstruktion. Eine methodische Limitation besteht darin, dass die interviewten Nutzer*innen über die jeweiligen Leitungen vermittelt wurden und etablierte, langjährige Beziehungen zu den Zentren aufweisen. Potenziell kritische Perspektiven bleiben daher womöglich nicht berücksichtigt. Während eines Interviews stellte sich zudem heraus, dass die als Nutzerin interviewte Person gleichzeitig im Vorstand des Zentrums aktiv ist. Diese Doppelrolle wurde bewusst reflektiert und differenziert betrachtet, um potenzielle Rollenkonflikte und Befangenheiten transparent zu machen. Zudem ermöglichen die zur qualitativen Datenerhebung geführten Einzelinterviews eine dichte Rekonstruktion individueller Raumerfahrungen, erlauben jedoch keinen Einblick in Interaktionen oder Gruppendynamiken. Dadurch sind potenzielle Konflikte oder widersprüchliche Raumwahrnehmungen nur bedingt sichtbar. Trotz dieser Begrenzungen bietet das gewählte methodische Vorgehen eine tragfähige Grundlage für die Theoriebildung und schafft Anschlussfähigkeit für die theoretische Diskussion mit den Konzepten Place-Making und Heterotopien in Kapitel 7.

5. Untersuchungsfeld: Die Kölner Bürgerzentren im Quartierskontext

Insbesondere auf der Ebene des Quartiers treten urbane Herausforderungen wie soziale Fragmentierung, Gentrifizierung oder Isolation hervor (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 26; Tappert 2022, S. 53). Vor dem Hintergrund städtischer Spaltungs- und Exklusionsprozesse sucht die vorliegende Forschung nach Quartiersorten, an denen Place-Making als sozialräumlicher und alltäglicher Aushandlungsprozess sichtbar wird. Köln bietet hierfür einen geeigneten Untersuchungsrahmen: Mit über einer Millionen Einwohner*innen, einer hohen demografischen Diversität und ausgeprägter Quartiersstruktur beherbergt die Großstadt vielfältige soziale Wirklichkeiten. Als vielfach zivilgesellschaftlich genutzte Infrastrukturen wurden die Kölner Bürgerzentren für die empirische Untersuchung ausgewählt. Um ein möglichst breites Spektrum städtischer Lebensrealitäten abzubilden, umfasst die qualitative Forschung dabei vier exemplarische Zentren in unterschiedlichen Quartieren (siehe Abbildung 3): Das Bürgerzentrum Engelshof e.V., das Bürgerzentrum Ehrenfeld (BüZe) e.V., der Kulturbunker Köln-Mülheim e.V. und das Bürgerzentrum Finkenberg. Die Auswahl wurde entlang einer möglichst großen Diversität hinsichtlich sozioökonomischem Kontext getroffen, um unterschiedliche Standortbedingungen und Nutzer*innenprofile zu erfassen. Die Standorte der Fallstudien reflektierten dahingehend die traditionelle Kölner Trennung zwischen links- und rechtsrheinischen „Veedeln“. Während die linksrheinische Seite den Altstadt kern, Szeneviertel und den Großteil der Innenstadt umfasst, ist die auch „Schäl Sick“¹¹ genannte rechte Rheinseite vielfach stigmatisiert und von struktureller Benachteiligung geprägt (Kulschewski 2024). Diese städtischen Unterschiede zeigen sich unter anderem in statistischen Erhebungen im Bereich Bildung, Einkommen, Arbeitslosigkeit und sozialer Infrastruktur (1. Kölner Lebenslagenbericht 2020, S. 36, 85, 103, 144, 186; Kölner Stadtteilinformationen 2021, S. 301). Trotz dieser divergierenden sozialräumlichen Kontexte versprechen die Bürgerzentren durch ihre übergreifende Organisation und institutionelle Einbettung eine empirische Vergleichbarkeit.

Die vier untersuchten Bürgerzentren sind Teil des Netzwerks der „Kölner Elf“¹² – einem Zusammenschluss von 14 Zentren im gesamten Stadtgebiet. Sie nehmen eine hybride Position zwischen kommunaler Infrastruktur und zivilgesellschaftlichem Engagement ein und agieren unabhängig von parteipolitischen Interessen. Diese intermediäre Rolle macht sie zu besonders geeigneten Untersuchungsorten für Praktiken und Erfahrungen gelebter Demokratie und sozialer Teilhabe im Quartier. Alle Zentren sind Teil des Förderprojekts „Köln wählt Demokratie“ der Sparkasse Köln-Bonn, welches gezielt Programme für Demokratieförderung entwickelt. Im folgenden Abschnitt werden die vier Fallstudien vorgestellt, um das empirische Untersuchungsfeld zu kontextualisieren. Die Ergebnisdarstellung erfolgt in Kapitel 6.

¹¹ Kölscher Dialekt für „falsche Rheinseite“

¹² Kölner Elf (2026): *Die Bürgerzentren*. <https://koelnerelf.de/> (letzter Zugriff am 29.03.2026)

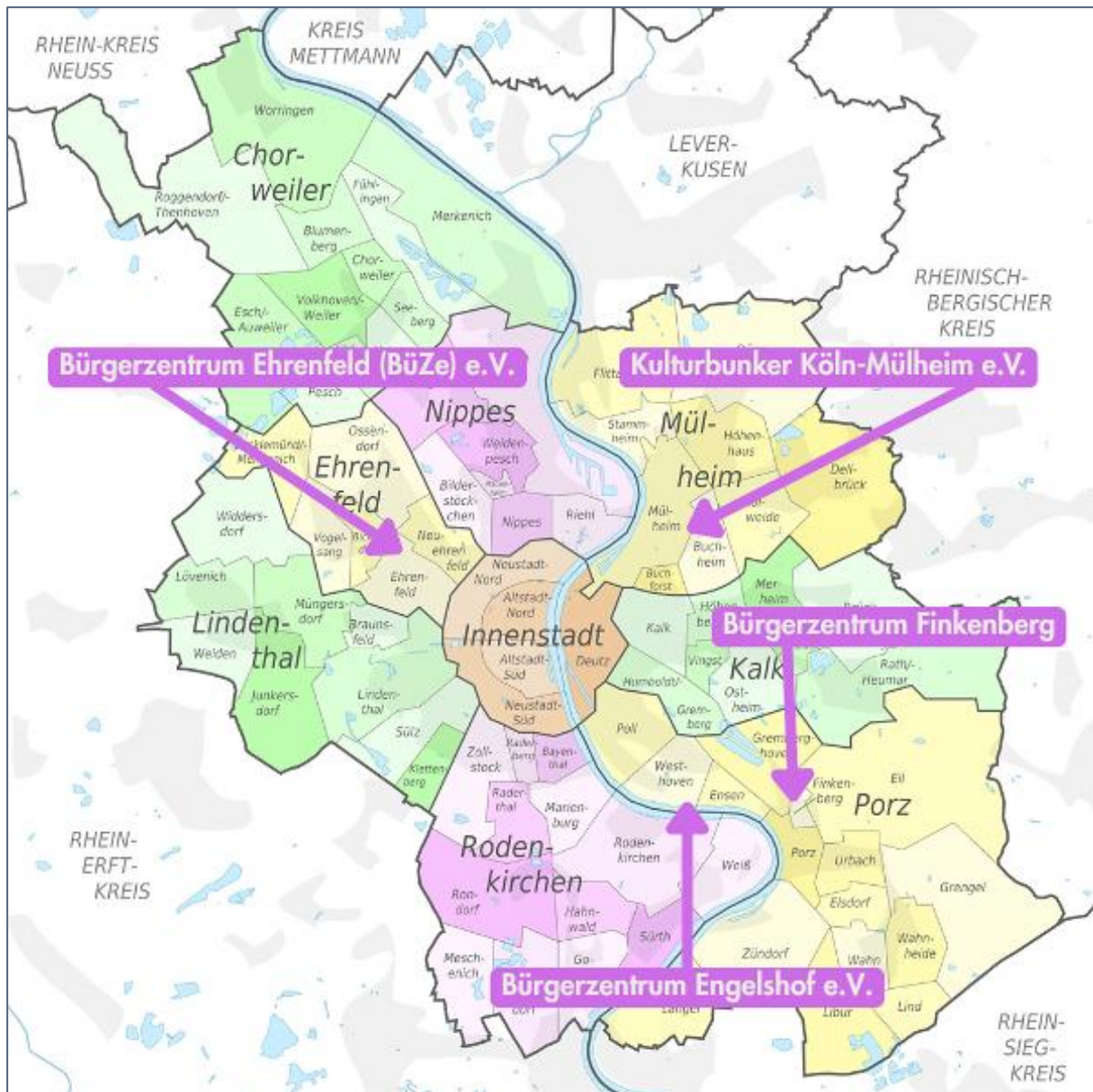


Abbildung 3: Standorte der beforschten Bürgerzentren in Köln. Eigene Darstellung in Anlehnung an TUBS (2010): Cologne subdivisions. Wikimedia Commons

Das Bürgerzentrum Engelshof e.V.

Das Bürgerzentrum Engelshof e.V.¹³ befindet sich im rechtsrheinischen Stadtteil Ensens-Westhoven im Bezirk Köln-Porz. Hier leben über 10.000 Menschen in eher finanziell gut situierten Nachbarschaften: „Westhoven hat fast die soziodemografischen Daten von Rodenkirchen, der als einer der reichsten Stadtbezirke hier in Köln gilt“ (B1, Abs. 64).¹⁴ Dennoch ist das Quartier von einer hohen sozialen Durchmischung geprägt: Neben Einfamilienhäusern finden sich auch Sozialwohnungen und

¹³ Bürgerzentrum Engelshof e.V. (2026): *Homepage*. <https://engelshof.net/der-engelshof/satzung/> (letzter Zugriff am 29.03.2026)

¹⁴ Siehe Seite 46 für eine Erläuterung der Interview-Quellennachweise

Hochhaussiedlungen (1. Lebenslagenbericht Köln 2020, S. 295f.). Der denkmalgeschützte Gutshof des Bürgerzentrums liegt hier in ruhiger, fast dörflicher Lage am Stadtrand. Seit 1976 existiert der Engelshof als soziokulturelles Zentrum mit einem breit gefächerten und generationsübergreifenden Freizeit-, Kultur- und Bildungsangebot für Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senior*innen. Die Räume stehen unterschiedlichen Gruppen zu Verfügung – darunter Eltern-Kind-Treffs, Vereine, Bildungsträger und Selbsthilfegruppen (Bürgerzentrum Engelshof e.V. 2026a). Der gemeinnützige Verein gehört zu den zwei Bürgerzentren, die sich in freier Trägerschaft befinden und für das Grundstück einen Pachtvertrag mit der Stadt Köln abgeschlossen haben (B1, Abs. 32). Laut eigener Satzung will der Verein die Jugendfürsorge sowie die politische und kulturelle Emanzipation von Menschen aller Altersgruppen fördern (Bürgerzentrum Engelshof e.V. 2026b). Neben seiner gemeinnützigen Ausrichtung hat der Engelshof auch einen wirtschaftlichen Betrieb, der insbesondere die Vermietung des Veranstaltungssaals sowie einen verpachteten Gastronomiebetrieb umfasst. Dabei erreicht das Bürgerzentrum mit seinem Angebot neben Besucher*innen aus Ensen-Westhoven auch angrenzende Bezirke und das Kölner Umland. Zu den Veranstaltungen zählen Trödelmärkte, Kindertheater und Kabarett sowie Kunst- und Kulturevents (Bürgerzentrum Engelshof e.V. 2026c).



Abbildung 4: Bürgerzentrum Engelshof (Eigene Aufnahme)

Der Kulturbunker Köln-Mülheim e.V.

Der Kulturbunker befindet sich im denkmalgeschützten Gebäude eines ehemaligen, namensgebenden Luftschutzbunkers am zentralen Marktplatz des rechtsrheinischen Stadtteils Mülheim. Das Viertel – von den Kölner*innen auch „Müllem“ genannt – gilt als „multikulturelle Metropole der Schäl Sick“ (Koeln.de 2026b). Mit knapp 43.000 Einwohner*innen ist es der bevölkerungsreichste Stadtteil Kölns (1. Kölner Lebenslagenlagenbericht 2020, S. 302). Überregional ist Mülheim insbesondere durch die Keupstraße mit ihren zahlreichen türkischen Cafés, Restaurants und Bäckereien „als pulsierendes Zentrum“ (Kölner Stadt-Anzeiger 2026) der türkeistämmigen Community bekannt.



Abbildung 5: Kulturbunker Köln-Mülheim (Eigene Aufnahme)

Im Jahr 1991 wurde der Trägerverein Kulturbunker Köln-Mülheim e.V. gegründet und seit 2000 besteht der Kulturbunker in seiner heutigen Gestalt (Kulturbunker Köln-Mülheim 2026c). Im Zuge des Umbaus entstanden auf rund 2.000 Quadratmetern Fläche ein Veranstaltungssaal, Ateliers, Proberäume für Musiker*innen, Seminarräume, eine Galerie sowie ein Anbau mit einem Café. Seitdem wird der Kulturbunker als soziokulturelles Zentrum betrieben, das Kunst und Kultur mit Bildung und Begegnung verbindet. Dabei versteht er sich als Ort, der die „Begegnung von Menschen aller Nationalitäten, Altersgruppen und sozialen Schichten“ (Kulturbunker Köln-

Mülheim 2026b) ermöglicht. Ansässig im migrantisch geprägten Mülheim richtet sich der Kulturbunker an ein kulturell diverses Publikum. Neben vielfältigen Kulturveranstaltungen finden hier Proben, Seminare und kreative Workshops statt. Die Räumlichkeiten können zudem für Veranstaltungen gemietet werden. Über die Kulturarbeit hinaus engagiert sich der Verein für die lokale Geschichtspflege. So informiert eine hauseigene Ausstellung über „die Erforschung, Darstellung und Weitergabe der Geschichte Mülheims“ (Kulturbunker Köln-Mülheim 2026c) sowie über die Transformation des ehemaligen Luftschutzbunkers zum soziokulturellen Zentrum.

Das Bürgerzentrum Ehrenfeld e.V. (BüZe)



Abbildung 6: Bürgerzentrum Ehrenfeld (Eigene Aufnahme)

Das Bürgerzentrum Ehrenfeld e.V. (BüZe)¹⁵ liegt im linksrheinischen Szeneviertel Ehrenfeld – ein „pulsierendes, multikulturelles Veedel, das sich durch seine vielen Restaurants, lebendige Street-Art-Szene und vielfältige Ausgehmöglichkeiten auszeichnet“ (Koeln.de 2026a). Neben seinem vielfältigen Nacht- und Kulturleben ist Ehrenfeld auch als Standort der Ditib-Zentralmoschee überregional bekannt. Das BüZe wurde 1980 von engagierten Bewohner*innen des Stadtviertels gegründet, die das leerstehende, ehemalige Verwaltungsgebäude der Vereinigten Deutschen Metallwerke in ein soziokulturelles Stadtteilzentrum umwandelten (BüZe 2026). Das Haus wird zu 90% von der Stadt Köln gefördert und gehört zu den größten der 14 Bürgerzentren (B3, Abs. 28). Auf etwa 2.200 Quadratmetern gibt es einen Umsonstladen, einen großen und einen kleinen Veranstaltungssaal, einen Eltern- und Kleinkindbereich, Tagungsräume, einen verpachteten Gastronomiebetrieb sowie eine Terrasse mit angrenzendem Park. Für den „Erhalt und die Steigerung der Lebensqualität der Menschen im Veedel“ (BüZe 2026) setzt sich das Zentrum aktiv für die Förderung von Demokratie, Vielfalt, Teilhabe und ehrenamtlichem Engagement ein.

¹⁵ BüZe (2026): *Homepage*. <https://bueze.de/> (letzter Zugriff am 31.03.2026)

Mit etwa 100.000 Besucher*innen pro Jahr ist das BüZe dabei ein stark frequentierter Veranstaltungsort und Anlaufstelle für viele Menschen im Quartier (BüZe 2026). Es bietet ein breites Angebot an alternativen Kulturformaten, politischen Veranstaltungen und sozialen Angeboten: Von Konzerten und Theateraufführungen bis hin zu Beratungsformaten und Gruppentreffen. Als soziokulturelles Zentrum fokussiert das Angebot insbesondere Menschen mit und ohne Behinderung, migrantische Communities, Senior*innen, Jugendliche, Frauen* und alleinerziehende Mütter. So stellt das BüZe gezielt Raum zur Verfügung, in „dem sich Menschen unterschiedlicher Nationalitäten, Alters, Geschlechts, Berufsgruppen oder sozialer Herkunft begegnen können“ (ebd.).

Das Bürgerzentrum Finkenberg



Abbildung 7: Bürgerzentrum Finkenberg (Eigene Aufnahme)

Das Bürgerzentrum Finkenberg¹⁶ befindet sich am Rand des Kölner Stadtgebietes im rechtsrheinischen Stadtteil Porz-Finkenberg. Das Quartier gilt als strukturell benachteiligt und ist durch hohe Armut, Arbeitslosigkeit und soziale Segregation gekennzeichnet: „Finkenberg ist einer der Stadtteile mit der höchsten Zuwanderungsgeschichte in Köln“ (B4, Abs. 4). Mit einer Arbeitslosenquote von 18% und

¹⁶ PariSozial Köln (2026): *Bürgerzentrum Finkenberg*. <https://parisozial-koeln.de/start/buergerzentrum-finken-berg> (letzter Zugriff am 31.03.2026)

einem Migrationsanteil von 93% der unter 18-Jährigen weist der Stadtteil die höchsten Werte Kölns auf (1. Kölner Lebenslagenbericht 2020, S. 309f.). Damit zählt Finkenberg laut dem Kölner Lebenslagenbericht zu den Stadtteilen „mit potenziell stark erhöhten Problemlagen“ (ebd., S. 296). Ehemals eine Altentagesstätte, wird das Bürgerzentrum Finkenberg heute von der Kölner Niederlassung des Paritätischen Wohlfahrtsverbands NRW getragen. Als einziges der in dieser Forschung untersuchten Zentren befindet es sich somit nicht in der Trägerschaft eines Vereins. Das Bürgerzentrum Finkenberg bietet ein breites, fachliches Angebot an kostenlosen sozialen Dienstleistungen „für Menschen in schwierigen Lebenslagen“ (PariSozial Köln 2026b). Dabei richtet sich das Angebot insbesondere an für von Armut Betroffene, Senior*innen und Migrant*innen aus der ehemaligen Sowjetunion. Das Zentrum verfolgt dabei einen sozialintegrativen Ansatz und versteht sich als „eine Anlaufstelle für alle Menschen und eine feste Größe im sozialen Netz unseres Veedels“ (PariSozial Köln 2026a). In regelmäßigen „Veedelssprechstunden“ (PariSozial Köln 2026b) werden hier Bedarfe und Anliegen aus dem Quartier ermittelt. Täglich finden vielfältige Aktivitäten im Zentrum statt: Darunter ein kostengünstiger Mittagstisch, Gymnastik, Spielenachmittage sowie Sprachkurse und Beratungsangebote. Auf mehreren Etagen befinden sich Büros und Seminarräume sowie eine große Cafeteria, eine Kegelbahn und ein Garten.

Die Auswahl der Standorte in sowohl gut situierten als auch sozial prekären Quartieren folgt dem Anspruch, möglichst heterogene sozialräumliche Kontexte und Bedarfe abbilden zu können. Dadurch soll ein Augenmerk auf unterschiedliche Ansätze zur Bearbeitung lokaler Problemlagen, verschiedene Zielgruppen, Nutzungspraktiken sowie auf divergierende Erfahrungswerte gelegt werden. Im folgenden Kapitel werden die empirischen Untersuchungsergebnisse der Datenerhebung vorgestellt und miteinander in Beziehung gesetzt. So treten zum einen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Zentren hervor, während zum anderen potenzielle Spannungsfelder zwischen normativen Ansprüchen und tatsächlicher Raumerfahrung sichtbar werden. Auf Grundlage der übergreifenden und vergleichenden Untersuchungsergebnisse kann die charakteristische Typenbildung der einzelnen Zentren erfolgen.

6. Untersuchungsergebnisse

Das folgende Kapitel widmet sich der systematischen Darstellung der empirischen Untersuchungsergebnisse. Die Ergebnisse basieren auf der Auswertung der leitfadengestützten Interviews mit Leitungspersonal und Nutzenden der vier untersuchten Bürgerzentren. Zur besseren Übersicht und Vermeidung von Wiederholungen erfolgt die Ergebnisdarstellung entlang vier thematischer Schwerpunkte, die auf den Interviewleitfäden und dem empirischen Material basieren. Dabei bilden die hervortretenden Themenbereiche zentrale Achsen der Theoriebildung im Sinne der Grounded Theory nach Strauss & Corbin (1996) und Strübing (2018). So übersetzt die Ergebnisdarstellung das schematische Kodierparadigma nach „Kausalen Bedingungen“, „Intervenierenden Bedingungen“, „Handlungsstrategien“ und „Konsequenzen“ in eine leserfreundliche, übersichtliche Form. An dieses Schema anknüpfend ordnen sich die

Befunde ein in: 1) Normative Ausrichtung und Selbstverständnisse, 2) Gestaltungs- und Handlungsstrategien, 3) Nutzungspraktiken sowie 4) Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung. Diese Struktur erlaubt eine differenzierte Gegenüberstellung der intentional-gestalterischen und gelebten Praxis entlang konkreter Erfahrungen. Innerhalb der einzelnen Abschnitte wird auf besonders prägnante Interviewausagen verwiesen, um Muster, Besonderheiten und Kontraste zu veranschaulichen. Somit erlaubt die gewählte Form der Ergebnisdarstellung sowohl eine übergreifende Theoriebildung als auch eine Typenbildung im Sinne eines qualitativen Vergleichs. Letztlich mündet die systematisch-vergleichende Untersuchung in der Entwicklung fallspezifischer Typen. Im Sinne der Grounded Theory werden die empirischen Befunde dabei mittels einer gebildeten Kernkategorie theoretisch verdichtet und in Beziehung zueinander gesetzt (Strauss & Corbin 1996). Die Kernkategorie fungiert damit als Bindeglied zwischen den einzelnen Zentren und Akteursperspektiven und ermöglicht die Genese einer Typenbildung. Somit schafft die Ergebnisdarstellung eine empirisch fundierte Grundlage für die theoretische Auseinandersetzung in Kapitel 6, in der das ortsspezifische Place-Making der Kölner Bürgerzentren systematisch mit Blick auf bestehende heterotopische Qualitäten interpretiert und diskutiert wird.

Zur Veranschaulichung zentraler Aussagen und wiederkehrender Themen werden aussagekräftige Zitate aus den Interviews herangezogen. Diese ermöglichen einen Einblick in die subjektiven Perspektiven und Bewertungen der Befragten. Die Zitate wurden sprachlich geglättet, ohne dabei ihre inhaltlichen Aussagen zu verändern. Aus Gründen des Datenschutzes und der zugesicherten Anonymität der Gesprächspartner*innen werden die vollständigen Transkripte nicht veröffentlicht. Die Interviews wurden jedoch vollständig transkribiert und systematisch ausgewertet. Die Kennzeichnung der Zitate erfolgt über ein anonymisiertes Kodierungssystem. Dieses setzt sich aus der Akteursperspektive (B = Betreibende, N = Nutzende), der Fallnummer des jeweiligen Zentrums (1-4) sowie der Absatznummer im internen Transkript zusammen. Ein Beispiel hierfür lautet: *N2, Abs. 14*.

6.1 Normative Ausrichtung und Selbstverständnisse

Alle vier untersuchten Bürgerzentren weisen ein wertebasiertes Selbstverständnis auf, das sich durch Prinzipien wie Teilhabe, Offenheit und Begegnung auszeichnet. Diese normativen Haltungen äußern sich durch Selbstbeschreibungen als „soziokulturelle Zentren“ sowie durch artikuliert Selbstverständnissen als „offen“, „zugänglich“ und „demokratisch“. So begreifen sich die Häuser als Orte der Begegnung und der Kulturförderung mit dem Ziel, gesellschaftliche Teilhabe zu fördern und marginalisierte Gruppen einzubinden.

Differenzierungen in normativer Ausrichtung und Quartiersverortung

Die konkrete Ausgestaltung der eigenen Ausrichtung variiert stark in Abhängigkeit von Trägerschaft, räumlicher Lage, Zielgruppen und historischer Entwicklung. So prägen Entstehungshistorie, institutionelle Anpassungserfordernisse und lokale Kontexte die jeweiligen Zielvorstellungen.

So prägt die Historie als Altentagesstätte bis heute das Profil des Bürgerzentrum Finkenbergs. Sein Angebot richtet sich insbesondere an sozial benachteiligte und ältere Menschen im Quartier. Als Zentrum in Trägerschaft des Paritätischen Wohlfahrtsverbands orientiert es sich dabei an dessen Leitbildern. Dahingehend formuliert das Bürgerzentrum einen klaren normativen Anspruch, soziale Teilhabe zu fördern: „Raus aus der sozialen Isolierung, rein in den Kontakt, ins Miteinander“ (B4, Abs. 109). So positioniert es sich als niedrighschwellige Anlaufstelle für Menschen in prekären Lebenslagen und sieht sich als „Ort der gemeinsamen Möglichkeiten“ (B4, Abs. 113). Dieses sozialintegrative Grundverständnis spiegelt sich auch in einer engen Kooperation mit lokalen Strukturen wie der Sozialraumkoordination. Die Leitung betont dahingehend die enge Einbindung des Zentrums in das umliegende Quartier: „Das Bürgerzentrum ist hier sehr gut angedockt in den Sozialraum“ (ebd., Abs. 4).

Der Engelshof entstand aus einer „Spontihaften“ Initiative der 1970er Jahre (B1, Abs. 26). In diesem Zuge bestanden anfängliche Überlegungen sich als autonomes Zentrum abseits von städtischen Strukturen zu etablieren: „Es gab große Bestrebungen hier ein autonomes Zentrum draus zu machen und sämtliche Kontakte zu der Kommunalverwaltung abzubrechen“ (ebd., Abs. 12). Mit Blick auf die langfristige Tragfähigkeit und Sicherung des Vereins wurde diese Perspektive jedoch schließlich aufgegeben und stattdessen ein kooperatives Verhältnis mit der Stadt eingegangen. Eine institutionelle Einbettung, die reflexiv von der Leitung betrachtet wird: „In der Hinsicht sind wir über die Jahre verbürgerlicht worden, wenn man das so sehen will“ (ebd.). Dennoch ist der emanzipatorische Anspruch der Anfangsjahre weiterhin präsent und zeigt sich mitunter im Selbstverständnis als Ermöglichungsstruktur für zivilgesellschaftliches Engagement: „Seid aktiv, werdet aktiv! Nutzt die Möglichkeiten, die euch das Zentrum bietet“ (ebd., Abs. 68). In diesem Sinne versteht sich der Engelshof als ein zivilgesellschaftlich getragenes Zentrum, das fest im Stadtteil Ensen-Westhoven verwurzelt ist. So verweist die Leitung auf ein ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Quartier: „Wir sind der Verein und das Bürgerzentrum, was hier für das Veedel da ist“ (ebd., Abs. 52). Insbesondere das generationsübergreifende Angebot für ansässige Kinder und Jugendliche wird als ortsprägend und als elementarer Bestandteil des Quartierlebens beschrieben: „Das ganze Programm würde fehlen im Grunde genommen und das Dorf wäre doch deutlich ärmer. Das ist auch Teil unserer Sonderstellung“ (ebd., Abs. 64). Neben der emanzipatorischen Haltung bildet der Erhalt des denkmalgeschützten Gutshofs einen weiteren zentralen Pfeiler des hauseigenen Selbstverständnisses.

Das BüZe positioniert sich als lokal verankerter Quartiersort, der eng mit der kulturellen Vielfalt Ehrenfelds verwoben ist. Explizit wird die hohe Toleranz der Stadtteilbewohner*innen als Voraussetzung für

das eigene Wirken und Profil beschrieben: „Diese Toleranz von Ehrenfeld und dieses sich begegnen (...), das ist auch der Grund, weshalb es hier so ein Haus überhaupt geben kann“ (B3, Abs. 66). Dabei versteht sich das BüZe als ein nicht-kommerzieller und offener Ort, was sich in der Selbstbeschreibung als „überdachter Park, wo man Räume mieten kann“ (ebd., Abs. 16) niederschlägt. So will das Zentrum diverse Zielgruppen erreichen und legt dabei ein besonderes Augenmerk auf finanzielle Zugänglichkeit. Das Angebot sei somit „nicht nur für Leute in finanziell prekären Situationen, sondern tatsächlich für alle, aber halt mit dem Fokus, dass die Barriere Geld gering ist“ (ebd., Abs. 8). Die Besonderheit des Hauses begründet die Leitung in der Verfügungstellung von Raum für experimentelle Formate: „Das sind so die letzten Orte, die es hier noch in Ehrenfeld gibt. Das gibt es kaum mehr, auch mal Leute ausprobieren zu lassen“ (ebd.).

Ein abweichendes Profil zeigt sich beim Kulturbunker, der sich als anerkanntes Kultur- und Veranstaltungshaus mit überregionaler Reichweite etabliert hat. Seine Lage auf der rechten Rheinseite wird dabei programmatisch genutzt, um sich bewusst von der gängigen städtischen Kulturszene abzusetzen: „Nicht immer nur linksrheinisch“ (N2, Abs. 94). Das Zentrum versteht sich konkret als „Offspace“ (B2, Abs. 32) und „Multifunktionshaus“ (ebd., Abs. 2) mit einer klaren gesellschaftspolitischen Haltung. Dabei richtet es sich explizit an subkulturelle Szenen und marginalisierte Communities, denen es zur Sichtbarkeit verhelfen will. In diesem Zuge grenzt der Kulturbunker sich reflexiv von den anderen Bürgerzentren ab: „Da kocht jeder sein eigenes Süppchen mit unterschiedlichen Schwerpunkten, aber so ist der Kulturbunker nicht. (...) Wir sind da einfach offen für alle“ (N2, Abs. 80).¹⁷ Als Veranstaltungshaus im strukturell benachteiligten Stadtteil Mülheim schließt der Kulturbunker gezielt eine Leerstelle kultureller Nachfrage: „In Mülheim gibt es nach wie vor nicht so viele Orte, wo Menschen sich begegnen können und Kultur genießen können, essen können, sich treffen können“ (ebd., Abs. 6). Dieser Funktion entsprechend stellt die Wahrung von Zugänglichkeit ein zentrales Leitmotiv dar. Möglichst viele Menschen sollen das dargebotene Kulturangebot wahrnehmen können: „Wir wollen Kultur für viele Menschen zugänglich machen. Wir möchten nicht nur die Leute hier haben, die sich das leisten können“ (B2, Abs. 26).

In den Selbstpositionierungen wird deutlich, dass die Bürgerzentren aus unterschiedlichen Entstehungskontexten gewachsen sind und sich bewusst Bedarfe und Zielgruppen im jeweiligen Quartier adressieren. Dabei reicht das Spektrum der Selbstverständnisse vom aktivistischen Ursprung über sozialräumliche Versorgung bis hin zur kulturellen Professionalisierung. Die historischen Entwicklungen und lokalen Kontexte der Zentren prägen somit bis heute ihre normativen Ausrichtungen und Rolle im Quartier. Hierbei erscheinen Unterschiede in den Zielvorstellungen und Profilierungen der Zentren.

¹⁷ Die Interviewte N2 ist sowohl langjährige Nutzerin des Kulturbunker als auch Mitglied in dessen Vorstand. Ihre Perspektive vereint persönliche Nutzungserfahrungen mit organisationaler Eingebundenheit.

Normative Abgrenzungen

Ein zentrales Muster, das sich in allen vier Bürgerzentren zeigt, ist die bewusste Positionierung als Ort einer demokratischen Grundhaltung. Trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen verbindet sie ein klarer Wertekanon, der sich insbesondere in der Abgrenzung gegenüber diskriminierenden oder antidemokratischen Haltungen manifestiert. So formulieren alle Zentren klare Grenzziehungen gegenüber rassistischen, extremistischen oder demokratiefeindlichen Gruppen. Im Kulturbunker ist diese Haltung explizit programmatisch verankert. Durch dessen Ausrichtung auf marginalisierte Gruppen sieht sich das Zentrum in einer politischen Verantwortung und richtet sich aktiv gegen diskriminierende Praktiken. Der Engelshof begründet dessen handlungsleitenden und ortsprägenden Wertekanon im demokratischen Grundgesetz: „Da ist unsere Grenze. Wir sind hier der freiheitlich demokratischen Grundordnung verpflichtet und wollen die auch befördern. Das ist ja letztendlich ein Bürgerzentrum“ (B1, Abs. 10). Auch das Bürgerzentrum Finkenberg bezieht dahingehend klare Stellung und betont seine aktive Abgrenzung gegenüber rechten Akteur*innen: „Wir würden jetzt nicht die AfD zu uns einladen (...) das deckt sich nicht mit unserem Bild von Miteinander“ (B4, Abs. 74). Diese abgrenzende, normative Haltung zeigt sich als gemeinsamer Grundkonsens über die Rolle von Bürgerzentren als demokratische Akteur*innen. Ein weiteres, übergreifendes Muster zeigt sich in der ablehnenden Positionierung gegenüber exklusiven ökonomischen Hürden. Besonders deutlich wird dies im BüZe, welches sich explizit gegen die Kommerzialisierung des Stadtraums stellt: „Das gehört auch zu einer Gesellschaft dazu, dass wir Leuten nicht-kommerzielle Räume bieten“ (B3, Abs. 64). Niedrigschwellige Zugänglichkeit wird hier zum Leitmotiv der Zentren gegenüber der zunehmenden Exklusivität städtischer Infrastrukturen.

Die Selbstverständnisse der Bürgerzentren manifestieren sich somit in programmatischen Haltungen, die durch normative Zielvorstellungen und konkrete Abgrenzungen geprägt sind. Während sich alle Einrichtungen der Förderung und Wahrung sozialer Teilhabe sowie demokratischer Grundsätze verschrieben haben, variiert dabei die Art und Weise ihrer Umsetzung. Wie sich diese normativen Leitlinien in konkreten Handlungsstrategien und räumlichen Praktiken manifestieren, beleuchtet anknüpfend das folgende Kapitel.

6.2 Handlungsstrategien und Raumgestaltung

Die Umsetzung normativer Zielvorstellungen hängt maßgeblich von den vorhandenen Ressourcen, institutionellen Rahmenbedingungen, räumlichen Gegebenheiten und Quartierskontexten ab. Die Bürgerzentren entwickeln dahingehend verschiedene Handlungsstrategien, um ihren Alltagsbetrieb zu stemmen, finanzielle Tragfähigkeit zu gewährleisten, Zielgruppen zu erreichen, Räume zu gestalten, niedrigschwellige Teilhabe zu ermöglichen, Angebote zu realisieren und auf Bedarfe im Quartier zu reagieren. Dabei entstehen Spannungsfelder, welche die Umsetzung dieser Handlungsstränge erschweren. Insbesondere personelle und finanzielle Engpässe sowie städtische Auflagen führen dazu, dass zentrale

Ambitionen wie die Aufstellung eines breiten Sozialangebots oder ästhetische Raumgestaltungen nicht realisierbar sind. Die hindernden Rahmenbedingungen verursachen somit einen Bruch zwischen normativem Anspruch und realer Raumpraxis. Der folgende Abschnitt präsentiert die Strategien und Gestaltungslogiken, mittels derer die Bürgerzentren ihren Betrieb und ihre Räumlichkeiten organisieren. Dabei äußert sich Raumgestaltung nicht nur als funktionale Praxis, sondern als ein gezieltes strategisches Mittel, um die Werteorientierung der Häuser zu signalisieren und realisieren.

Raumgestaltung als Ausdruck des Selbstverständnisses

Die räumliche Gestaltung der Bürgerzentren materialisiert gezielt normative Haltungen. Trotz unterschiedlicher baulicher Strukturen und Ressourcenlagen zeigt sich in den Zentren dabei ein gemeinsames Muster. So werden die Räumlichkeiten bewusst offen und zugänglich gestaltet, um Begegnung und Interaktion von Nutzer*innen zu fördern. Architektur und Räume sollen eine einladende, niedrigschwellige und egalitäre Raumatmosphäre schaffen. Im Kulturbunker dient mitunter die offene und großzügige Raumstruktur genau diesem Zweck: Der Veranstaltungssaal mit Galerie, das luftige Foyer sowie das verglaste Café laden zur freien Interaktion ein. Die Leitung konstatiert dahingehend: „Da können die [Besucher*innen] sich ganz frei bewegen, untereinander austauschen, in Dialog kommen, sich kennenlernen, vernetzen“ (N2, Abs. 30). Auch das BüZe setzt seinen Offenheitsanspruch baulich um: Verglaste Saaltüren und schlicht gehaltene Räumlichkeiten sollen demokratisierend wirken. Die Leitung betont dahingehend, dass die Räume „in ihrer bemerkenswerten Schlichtheit ein bisschen demokratisch wirken, weil sich da alle ein bisschen gleich fühlen“ (B3, Abs. 40). Dabei folgt die Raumgestaltung neben ihrem funktionalen und normativen Zweck auch ästhetischen Ansprüchen. Diesbezüglich äußert die Leitung: „Eine Architektur und zugrunde liegendes Interior Design, was die Leute mögen und nicht nur nützlich ist“ (ebd., Abs. 74). Trotz finanzieller Engpässe besteht im BüZe zudem die Bestrebung, einzelne Bereiche partizipativ an Nutzungswünsche und -anforderungen anzupassen. So wurde in gemeinsamer Zusammenarbeit mit der Nachbarschaft und Jugendlichen ein Parkplatz auf dem Zentrumsgebäude entsiegelt und neu konzipiert: „Wir haben da ein paar Container, wo Sportsachen drin sind, aufgebaut. Es gibt Möbel, die man sich kostenlos ausleihen kann. Das ist so in der Zusammenarbeit passiert“ (ebd., Abs. 32).

Im Kulturbunker steht die Qualität der Räume in einem engen Zusammenhang mit dem eigenen Anspruch an Wertigkeit und Professionalität. Der Zustand der Räumlichkeiten fungiert dabei als zentraler Indikator und als elementarer Bestandteil des Selbstverständnisses als etabliertes Kulturhaus mit Außenwirkung: „Ich mag es nicht, wenn die Räume aussehen wie Hülle (...), weil wir präsentieren irgendwas“ (N2, Abs. 56). Bereiche wie das lichtdurchflutete Café dienen in diesem Sinne als Aushängeschild des Hauses. Der Engelshof wiederum verbindet seine historische Bausubstanz mit dem Anspruch an eine soziokulturelle Nutzung. Die aktive Denkmalpflege des Gutshofs soll dabei eine identitätsstiftende Wirkung erzielen: „Wir tragen noch ein Stück dazu bei, dieses alte Ortsbild noch zu erhalten“ (B1, Abs.

18). Die historische Bausubstanz wurde dementsprechend gezielt an die Zwecke eines soziokulturellen Zentrums angepasst: „Das ist grundsätzlich unser Anliegen, dass wir die Räume so gestalten, dass hier Begegnung stattfinden kann. Das ist ja der Sinn und Zweck eines soziokulturellen Zentrums“ (ebd., Abs. 20). So bietet insbesondere der Innenhof großzügigen Raum für Kinder- und Jugendangebote. Im Bürgerzentrum Finkenbergr orientiert sich die Raumgestaltung am Leitmotiv der Fürsorge und Nähe. Saisonale Dekoration an Weihnachten und Karneval fungiert dazu, dass „sich eine gute Wohlfühl-Atmosphäre hier einstellt“ (B4, Abs. 48). Vielfältige Nutzungen sollen durch die Raumstruktur ermöglicht werden. So ist der große Veranstaltungsraum durch verschiebbare Trennwände multifunktional nutzbar und neben Kurs- und Büroräumen gibt es Freizeitmöglichkeiten wie eine Kegelbahn. In diesem Zusammenhang betont die Leitung: „Spaß ist schon wichtig, sollte nicht zu kurz kommen!“ (B4, Abs. 145). Darüber hinaus postulieren Aushänge im Foyer wie das Schild „Bunt ist unsere Lieblingsfarbe“ die normative Ausrichtung des Zentrums. Die Leitung betont dahingehend, dass „das auf jeden Fall klar ist, dass das ein Bürgerzentrum ist, in dem diese Werte auch gelebt werden“ (ebd., Abs. 82).

Die Raumgestaltung in den Bürgerzentren dient somit gezielt als Medium, um normative Ausrichtungen zu symbolisieren und realisieren. Während Offenheit und Wertevermittlung übergreifende Motive sind, zeigen sich je nach Gebäudestruktur, Nutzer*innengruppen und Programmschwerpunkten Unterschiede in der Gestaltungspraxis. Dabei beherbergen alle Zentren, abgesehen von räumlichen Besonderheiten wie einer Kegelbahn, einen großen Veranstaltungssaal, vielseitig nutzbare kleine Räume, einen Gastronomiebetrieb sowie einen Außenbereich. Durch ihre bauliche Transparenz, multifunktionale Struktur und dekorative Gestaltung fungieren die Räume gezielt als Träger von Atmosphären und Botschaften.

Alltagsbetrieb der Bürgerzentren zwischen Steuerung, Kooperation und Emergenz

Die untersuchten Bürgerzentren verfolgen unterschiedliche Strategien, um ihren Alltagsbetrieb im Dialog mit sozialräumlichen Bedarfen, Zielgruppen und institutionellen Rahmenbedingungen zu gestalten. Diese Betriebsführungen lassen sich entlang eines Spektrums einordnen, das von aktiver Steuerung, über Kooperationen, bis hin zu emergenten Prozessen reicht, in denen sich Angebote und Strukturen weitgehend selbstständig und situativ entwickeln. So spricht die Leitung des BüZe gar von einem „Mythos“ (B3, Abs. 50) der eigenen Funktionsweise.

Der Großteil des dargebotenen Angebots in den Bürgerzentren basiert auf Kooperationen mit externen Akteur*innen. Der Engelshof etwa unterhält enge Verbindungen mit lokalen Vereinen und der ansässigen Grundschule. Seine lokale Denkmalpflege realisiert er in Zusammenarbeit mit der örtlichen Bürgervereinigung, die ein historisches Fotoarchiv über das alte Ensen-Westhoven im Zentrum eingerichtet hat. Dies findet im Quartier großen Anklang: „Da kommen 200 Leute, die interessiert das, wie es hier früher aussah“ (B1, Abs. 18). Der kooperative Alltagsbetrieb zeigt sich dabei auch im Austausch mit den Nutzenden. In den Zentren werden Nutzungsbedarfe und -wünsche fortlaufend ermittelt – so

bezeichnet die Leitung des BüZe die Angebotsentwicklung als „Beziehungsarbeit“ (B3, Abs. 34). Im Zuge regelmäßig stattfindender Mitgliedsversammlungen spricht der Kulturbunker gar von einem „gemeinsam gesteuerten Schiff“ (N2, Abs. 42). Auch in Finkenberg stützt sich das Angebot auf Rückmeldungen und herangetragenen Bedarfen. Unter anderem können Nutzer*innen ihr Feedback in einem analogen „Kummerkasten“ übermitteln. So wird aktiv und kontinuierlich ermittelt: „Was sind Wünsche, was sind Bedarfe? Was können wir hier anbieten und umsetzen?“ (B4, Abs. 21). Damit ermöglichen die Bürgerzentren aktiv eine partizipative Angebotsentwicklung, die sich an Nutzungsbedarfen orientiert.

Die Kooperationen erwirken teilweise auch emergente Formate und Projekte. Besonders deutlich wird dies am Beispiel des kurdischen Newroz-Festes im Kulturbunker, das durch zwei sich bis dahin unbekannte Kollektive organisiert wurde und in einer gemeinsamen Spendenaktion für die „Kinderhilfe Mesopotamien“ mündete. Dahingehend reflektiert die Leitung: "Wenn man es plant, kann man es nicht mal so hinbekommen! Das sind halt tolle Synergien“ (B2, Abs. 30). Ähnliche Dynamiken sind im Bürgerzentrum Finkenberg zu beobachten. In offenen Formaten wie der „Veedelssprechstunde“ treffen sich hier Stadtteilbewohner*innen, um über lokale Belange zu sprechen. Dabei entstehen oftmals ungeplante Synergien, in deren Zuge etwa die Müllsammelaktion „Kölle putzmunter“ ins Leben gerufen wurde: „Dann gibt es unterschiedliche Gruppen, die auf einmal zusammenwirken, zusammen Ideen entwickeln“ (B4, Abs. 97). Durch die Bereitstellung von Ressourcen wie kostengünstiger Räume, personeller Unterstützung oder niedrigschwelliger Fördermittel, schaffen die Bürgerzentren Gestaltungsspielräume für Gruppen mit wenig finanziellen Mitteln. Diese Ermöglichungsfunktion expliziert die Leitung des BüZe prägnant: „Hey, das ist ein Raum, da kannst du irgendwas machen“ (B3, Abs. 64). Beispielhaft in diesem Zusammenhang ist die Durchführung einer studentisch organisierten Dragshow oder die Gründung einer Latino-Community. Die Zentren stellen somit explizit Raum für zivilgesellschaftliche Selbstorganisation zur Verfügung: „Wo wir einfach nur einen Raum aufgemacht haben und auf einmal organisiert sich dann was“ (ebd., Abs. 28). Diese vertrauensvolle Öffnung zeigt sich auch im Kulturbunker. Hier wurde den Veranstaltungswünschen einer Theatergruppe trotz anfänglicher Skepsis seitens der Leitung stattgegeben, was sich im Nachhinein als Erfolg entpuppte: „Aber dann gehe ich auf die Veranstaltung und denke: ‚Wow, das ist echt super, was die gemacht haben!‘“ (B2, Abs. 42). Vor dem Hintergrund der Ressourcenknappheit verfolgt der Engelshof wiederum ein klares Prinzip der Eigeninitiative und Selbstorganisation. So werden die Räumlichkeiten den Nutzer*innen aktiv zur freien Nutzung zur Verfügung gestellt: „Es muss von unten entstehen, dann können wir diese Begegnungsräume schaffen. Räume, um die Begegnung stattfinden zu lassen, haben wir eigentlich genug“ (B1, Abs. 24). In diesem Zuge bildeten sich beispielsweise eine Eltern-Kind-Gruppe sowie eine Gartengruppe, die sich selbstständig in den Räumlichkeiten organisieren.

Gleichzeitig zeigt sich in mehreren Zentren eine aktive Steuerung, die normative Zielsetzungen wahrt und auf gesellschaftspolitische Entwicklungen reagiert. So realisiert der Engelshof beispielsweise ein

politisches Kindertheaterstück, um Demokratiebildung niedrigschwellig zu vermitteln. Auch im Kulturbunker manifestiert sich der eigene Diversitätsanspruch im dargebotenen Programm und in der organisationalen Teamstruktur: „Wir leben die Diversität vor, wie das geht“ (B2, Abs. 24). Durch niedrigschwellige und informelle Formate wie Kochabende, Konzerte oder Lesungen soll interkulturelle Begegnung aktiv gefördert werden. Dabei steht insbesondere der gemeinschaftsbildende Zweck im Vordergrund: „Es ist egal, ob ich von den vier Dichturfürsten erzähle, oder gemeinsam eine Suppe koche. Es geht um die Gemeinschaft und den Sinn und Zweck dahinter“ (N2, Abs. 54). Das normativ gesteuerte Angebot lässt sich auch im BüZe beobachten. Das Programm fokussiert vor allem benachteiligte Gruppen, die sonst wenig Teilhabemöglichkeiten haben: „Unsere Jugendarbeit besteht daraus, dass das nicht für Kinder ist, die viel Kohle haben, sondern die gerade keine Möglichkeit hätten soziale Teilhabe zu erfahren“ (B3, Abs. 6). Dabei schreibt das BüZe seinem Angebot eine sozial ermöglichende Funktion zu: Es richtet sich gezielt an Gruppen, die im gentrifizierten Ehrenfeld unterrepräsentiert sind. In diesem Zusammenhang nennt die Leitung etwa ältere Menschen, die „keinen Bock auf eine Bowl“ (ebd., Abs. 10) haben. Das gesteuerte Angebot reagiert zudem auf lokale Wünsche und Bedarfe. So greift der Kulturbunker die hohe Nachfrage nach Karnevalsveranstaltungen auf, auch wenn dies nicht der eigenen Präferenz entspricht: „Wir sind alle keine Karnevalisten, aber wenn du in Köln so ein Haus leitest, musst du Karneval anbieten“ (B2, Abs. 32). Als einziges Bürgerzentrum in gebundener Trägerschaft zeigt sich in Finkenberg ein institutionell gelenktes Programm. Eingebunden in den Paritätischen Wohlfahrtsverband bietet Fachpersonal in Beratungsbüros hier kostenfreie Sozialdienstleistungen an. Die Offenheit der Angebote gegenüber vielfältigen Gruppen erfordert dabei weitere Steuerungsmaßnahmen, die im Folgenden betrachtet werden sollen.

Strategische Grenzziehungen

Der Offenheits- und Vielfaltsanspruch der Bürgerzentren erwirkt unterschiedliche Spannungen. So erfordert der Anspruch des Kulturbunkers, marginalisierten Communities Raum zu geben, die sorgfältige Kuration des eigenen Programms. In diesem Zuge werden diskriminierende Gruppen und Formate konsequent ausgeschlossen. Die Leitung reflektiert diese normativ bedingte Kuration als sensible Praxis des bewusst diversen Teams: „Das ist natürlich die Schwierigkeit, die die meisten Häuser haben, dass sie diese Gratwanderung nicht hinbekommen. Und das schaffen wir, weil wir ein diverses Team sind“ (B2, Abs. 4). Ähnliche Herausforderungen zeigen sich im BüZe. Hier führt die Vielfalt an Gruppen und Raumnutzungen beizeiten zu Konflikten zwischen Nutzer*innen. So räumt die Leitung ein, es sei „ein totaler Trugschluss, wenn man sagt: ‚Multikulti und Heterogenität führt zu weniger Konflikten‘“ (B3, Abs. 56). Nutzungsfreiheit und Offenheit der Räume bergen immer auch die Gefahr, „dass der eine dem anderen auf den Fuß steigt“ (ebd., Abs. 16). Beispielhaft löste eine russlandfreundliche Veranstaltung großes Unbehagen in der vor Ort stark präsenten ukrainischen Community aus. In diesem Zusammenhang begründet die Leitung die Notwendigkeit eines wertebasierten Programms und betrachtet den

Vorfall als eigenes Steuerungsversagen: „Das war ein Konflikt, wo man denkt: Das sollte auch nicht funktionieren“ (ebd., Abs. 56). Um diese Aushandlungsprozesse bestmöglich zu bewältigen, beruft sich das BÜZe auf ein klares Regelwerk. Dabei komme es auch zu temporären Hausverboten, wenn Räumlichkeiten von Nutzer*innen übermäßig beansprucht werden: „Das verdrängt halt ganz viele andere Leute im Haus und da muss man dann irgendwie eine Regel finden“ (B3, Abs. 22). Auch im Engelshof sieht die Leitung auftretende Konflikte in der eigenen Offenheit begründet: „Da ist ein großer Freiraum, es ist nie konfliktfrei“ (B1, Abs. 36). In einem Fall kam es innerhalb der Eltern-Kind-Gruppe zu ideologischen Auseinandersetzungen mit sogenannten „Lebensschützern“, die andere Eltern gegen Abtreibungen mobilisieren wollten. Der Engelshof griff hier mit Verweis auf den Verstoß gegen die emanzipatorische Haltung des Zentrums moderierend ein: „Die Freiheit des Einzelnen hört da auf, wo die Freiheit des Nächsten eingeschränkt wird“ (ebd.).

Neben normativen Grenzziehungen zeigen sich auch organisatorische Notwendigkeiten im Umgang mit der praktizierten Offenheit. So wurde ein anmeldungsfreier Kinderkarneval im Kulturbunker von Familien überrannt, was die Leitung dazu überwog, die Veranstaltung zukünftig zu begrenzen: „Dann artet das aus [lacht]. Dann war der ganze *Marktplatz* voll. Der ganze Spielplatz war voll. Der Saal war voll. Dann ist es auch nicht mehr schön“ (B2, Abs. 32). Anhand der Steuerungspraktiken der Zentren wird somit deutlich, dass die Offenheit der Häuser eine aktive Positionierung und Organisation erfordert. Die Beispiele verweisen auf die kontinuierlichen Aushandlungsprozesse, in denen normative Ansprüche, organisationale Anforderungen und soziale Dynamiken immer wieder austariert werden müssen.

Begrenzte Handlungsspielräume: Spannungen zwischen Anspruch und Praxis

In ihrem normativ gelenkten Alltagsbetrieb stoßen alle vier Bürgerzentren an räumliche, organisationale und finanzielle Grenzen. Dieses Spannungsfeld zwischen Anspruch und Praxis offenbart sich in drei zentralen Dimensionen: 1) infrastrukturelle und institutionelle Begrenzungen 2), finanzielle Engpässe und 3) normative Zielkonflikte. So verengen bauliche und institutionelle Gegebenheiten die örtlichen Gestaltungsspielräume. Das ehemalige Luftschutzgebäude in Köln-Mülheim verhindert etwa die Umsetzung ästhetischer und funktionaler Gestaltungen: „Wir können da nicht so viele Ansprüche haben, weil das Haus ja schon als Bunker gebaut ist“ (B2, Abs. 12). Im BÜZe limitieren prekäre Finanzierung und institutionelle Abhängigkeiten gewünschte räumliche Umgestaltungen: „Wir können bei der Gestaltung der Räume eh nicht so wahnsinnig viel machen, weil wir A von der Stadt abhängig sind und wir einfach sehr limitierte Ressourcen haben“ (B3, Abs. 38). Neben finanziellen Engpässen konfliktieren dabei auch heterogene Nutzungserwartungen an die Gestalt der Räume:

Ich habe das in Rücksprache mit unterschiedlichen Nutzer*innen-Gruppen eigentlich immer gehabt, dass wie in so einer Demokratie alle gleich unzufrieden sind, wie schlecht die Räume sind. (B3, Abs. 40)

Besonders ausgeprägt sind die Spannungen zwischen Nutzungsansprüchen und Räumlichkeiten im denkmalgeschützten Engelshof. Hier verhindern Denkmalsvorgaben die Anbringung eines Außenaufzuges, wodurch mobilitätseingeschränkte Personen der Zugang zum Obergeschoss weiterhin verwehrt bleibt. Auch die historische Raumgestaltung führt bisweilen zu Spannungen. So stoßen die erhaltenen Pferdetröge und unverputzten Wände des ehemaligen Gutshofs in der „Partywerkstatt“ nicht nur auf Zustimmung: „Manche finden das toll, manche nicht. Das ist Vielfalt. Wer das nicht toll findet, der wird diesen Raum nicht für eine Party mieten“ (B1, Abs. 22). Im Bürgerzentrum Finkenberg wiederum verwehren städtische Auflagen eine freie Raumnutzung. Trotz vermehrter Anfragen dürfen hier keine privaten Feiern stattfinden, wodurch es zu Spannungen zwischen Nutzungserwartungen und institutioneller Begrenzung kommt. Mit Blick auf die baulichen Gegebenheiten erfordert die Parallelnutzung des Veranstaltungssaals durch verschiedene Gruppen eine vorausschauende Planung, um Lautstärkestörungen zu vermeiden: „Von den Räumlichkeiten her müssen wir immer ein bisschen spielen“ (B4, Abs. 36).

Daneben zeigen sich in allen Zentren auftretende Zielkonflikte zwischen der sozialen Funktion als Ermöglichungsstruktur und finanzieller Sicherung. Dabei werden finanzielle Handlungsspielräume durch institutionelle Abhängigkeiten stark eingeschränkt, wodurch organisatorische Herausforderungen auftreten. So darf das BüZe keine eigenen Umbaumaßnahmen ohne Genehmigung vornehmen, da sich das Gebäude im Eigentum der Stadt befindet:

Das Problem ist: Das Haus gehört der Stadt Köln. Das heißt, alle Umbaumaßnahmen unsererseits müssen immer genehmigt werden und damit hat man schon einfach mega die Verzögerung. Plus, wir haben halt einfach wirklich gar keine Kohle. (B3, Abs. 38)

Die Abhängigkeit von kommunaler Förderung erwirkt zudem ökonomischen Druck: „Wir müssen auch gucken: Wie kriegen wir das Geld zusammen? Wir können nicht nur aus Gutmenschentum bestehen“ (B1, Abs. 56). Im Widerspruch zum eigenen Selbstverständnis sehen sich die Zentren durch die finanzielle Schieflage somit gezwungen, sich stärker zu kommerzialisieren. Die Leitung des Engelshof beschreibt diesen Wertekonflikt prägnant: „Wir wären dann ein reines Vermietungszentrum. Wir sind dann kein soziokulturelles Zentrum mehr, sondern nur noch eine Location“ (ebd., Abs. 66). Zugleich kommt es durch finanzielle Absicherungsstrategien zu konfligierenden Nutzungserwartungen. So vermietet der Engelshof seine Räume gegen einen kleinen Aufpreis, was bei manchen Nutzer*innen auf Unmut stößt: „Die moppern dann zwar immer, weil sie denken, das ist ein Bürgerzentrum, sie müssen sich hier umsonst treffen dürfen, aber das geht nicht. Wir sind irgendwann pleite“ (ebd., Abs. 24). Ähnliche Spannungen bestehen im BüZe. Aufgrund der finanziellen Schieflage muss die Leitung regelmäßig lukrative Veranstaltungen gegenüber gemeinnützigen Gruppen ausloten: „Schmeiße ich den Ossendorfer Männerchor oder die jesidische Frauengruppe, die nichts zahlen kann, an diesem Abend raus, wenn ich irgendwie 7.000 Euro verdienen kann?“ (B3, Abs. 52). Der Kulturbunker wiederum bestreitet eine bewusste Abkehr gegenüber seiner früheren Vermietungspraxis, um das eigene Selbstverständnis zu wahren. In diesem Zusammenhang konstatiert die Leitung: „Wir sind kein Club, wir sind ein Kulturzentrum“

(B2, Abs. 18). Das Bürgerzentrum Finkenbergr wiederum sieht sich insbesondere personellen Engpässen gegenüber, die sich negativ auf den Alltagsbetrieb auswirken. Eine Reihe von gestrichenen Stellen und Hausmeistertätigkeiten müssen nun ehrenamtlich kompensiert werden: „Das ist das Trickige an der Bürgerzentrumsarbeit: Wir sind relativ wenig hier“ (B4, Abs. 46). Das geschrumpfte Personal erschwert dabei nicht nur den Alltagsbetrieb, sondern auch die Entwicklung neuer Angebote. So muss stets abgewogen werden: „Wo geht was?“ (ebd., Abs. 72).

Die aufgeführten Handlungsstrategien und Spannungsfelder skizzieren den Balanceakt der Bürgerzentren zwischen normativen Ansprüchen und strukturellen Begrenzungen. Dennoch äußern sich Ressourcenengpässe, Trägervorgaben und heterogene Nutzer*innengruppen als produktive Rahmenbedingungen, die kreative Lösungen, Angebotsformate und Anpassungen erwirken. So entwickeln die Zentren jeweils eigene Strategien, um ihren normativen Teilhabeanspruch mit denen sie konfrontierenden strukturellen Begrenzungen in Einklang zu bringen. Ein besonderes Augenmerk fällt hierbei auf Kooperationen, die Förderung von Selbstorganisation, partizipative Raumgestaltung, Programmkoordination und wertorientierte Grenzziehungen. Wie diese Handlungsstrategien im Alltagsbetrieb wirksam werden, zeigt sich primär anhand der örtlichen Nutzungspraktiken. Daher widmet sich der folgende Abschnitt den konkreten Nutzungen, Teilhabeformen und Aushandlungen im Alltag der Zentren.

6.3 Nutzungspraktiken und Teilhabeformen

Dieser Abschnitt fokussiert die alltäglichen Nutzungen, Routinen und Teilhabepraktiken, die sich in den Zentren etabliert haben. Dabei kommen Nutzer*innen regelmäßig im Rahmen fester Gruppen in den Räumlichkeiten zusammen. Zentrumsübergreifend zeigen sich hier Formen der freiwilligen Teilnahme, sozialer Interaktion und Gemeinschaftsbildung. Gleichzeitig resultieren divergierende Nutzungsansprüche heterogener Gruppen in Spannungen.

Nutzungszugänge

Der Anreiz zur Nutzung der Zentren gründet sich in dem Zusammenspiel aus persönlicher Motivation, räumlicher Nähe, sozialen Netzwerken und finanzieller Niedrigschwelligkeit. Ein zentrales Motiv der Nutzer*innen ist dabei der Wunsch nach sozialer Einbindung und sinnstiftender Betätigung. Im Engeshof beschreibt ein verwitweter Nutzer diese Motivation: „Ich bin jetzt alleine seit fünf Jahren zu Hause, da bin ich immer froh, wenn ich rauskomme“ (N1, Abs. 68). Ebenso zeigt sich im Bürgerzentrum Finkenbergr im Kontext der sogenannten „Ini-Gruppe“ der Wille nach Betätigung und Gemeinschaft im Alter: „Wir möchten was tun! Wir sind jetzt Witwen“ (N4, Abs. 33). So fungieren die Bürgerzentren als Orte der gemeinsamen Beschäftigung und des gesellschaftlichen Engagements. In diesem Sinne bewertet eine Nutzerin des Kulturbunkers ihr gleichzeitiges Ehrenamt im Vorstand: „Ich mache es halt unheimlich gerne. Das kommt aus dem Herzen“ (N2, Abs. 24).

Ein weiterer zentraler Zugang erfolgt über soziale Netzwerke und persönliche Beziehungen: Empfehlungen und Bekanntschaften spielen eine entscheidende Rolle für den Zentrumsbesuch. So schildert die Kulturbunker-Nutzerin, wie Beziehungsnetzwerke den Zugang für neue Besucher*innen erleichtern: „Die [Besucher*innen] mich kennen und wissen, dass ich da hingehöre und was ich tue. Und dann auch durch mich teilweise Räume anmieten“ (N2, Abs. 38). Im Quartier verstärkt sich dabei die soziale und räumliche Nähe der Bürgerzentren gegenseitig. Wie ein interviewtes Mitglied der „Ini-Gruppe“ erläutert, leben Nutzer*innen häufig im direkten Umfeld der Zentren: „Das sind alles Menschen aus Finken-berg. (N4, Abs. 31). Auch im Engelshof stellt die Wohnnähe für einen über 80-jährigen Nutzer einen wichtigen Zugangsfaktor dar: „Ich wohne direkt zwei Sträßchen weiter, ich bin ja schnell hier“ (N1, Abs. 38). Besonders deutlich erscheint der räumliche Zugangsfaktor im Fall einer interviewten Rollstuhlfahrerin aus dem BüZe: „Ich wohne quasi im selben Stadtteil, kann das fußläufig oder mit dem Rolli erreichen“ (N3, Abs. 10). Hier zeigt sich, wie die Erreichbarkeit der Zentren elementare Nutzungszugänge eröffnet.

Weiter spielen ökonomische Aspekte eine entscheidende Rolle. Besonders für Menschen mit geringen Einkommen sind die kostengünstigen Strukturen ein Anreiz, das Angebot in den Zentren wahrzunehmen. So etwa im Rahmen des erschwinglichen Mittagstisches in Finkenberg: „Sie [eine Nutzerin] geht hier regelmäßig essen im Bürgerzentrum, weil das ist ja preiswert“ (N4, Abs. 84). Insgesamt wird deutlich, dass Nutzungszugänge durch eine Vielzahl an biografischen, sozialen, räumlichen und finanziellen Anschlussmöglichkeiten geschaffen werden.

Nutzungspraktiken und Teilhabemuster

Die Nutzung der Bürgerzentren umfasst zugleich stabile und flexible Praktiken. In allen vier Zentren zeigen sich Nutzungsmuster, die sich entlang von drei Dimensionen beschreiben lassen: 1) Routinisierte Gruppennutzungen, 2) bedürfnisorientierte Teilnahme und 3) zweckgebundene, punktuelle Nutzungen.

Ein zentrales Nutzungsmuster ist die routinierte Teilnahme an regelmäßig stattfindenden, festen Gruppenangeboten. Die Gruppen treffen sich zumeist in denselben Räumen und strukturieren damit den Betriebsalltag der Zentren. Ein besonders eindrücklicher Fall ist ein langjähriges Mitglied der „Ini-Gruppe“ im Bürgerzentrum Finkenberg: „Seit 1996 bin ich, außer wenn ich Urlaub gemacht habe, fast jede Woche hier“ (N3, Abs. 76). Die Gruppe organisiert sich selbst und wählt neue Mitglieder eigenhändig aus. Dabei ist die Zusammensetzung der „Inis“ weitgehend stabil, was insbesondere auch in der begrenzten Raumgröße des „Ini-Büros“ begründet liegt. Zuletzt wurde ein 64-jähriger Herr in den Kreis der sonst über 80-jährigen Damen aufgenommen. Vor diesem Hintergrund bezeichnet die Interviewte ihn als „unser Nesthäkchen“ (ebd., Abs. 19) und „Hahn im Korb“ (ebd., Abs. 23). Die wöchentlichen Aktivitäten der Gruppe sind ritualisiert: „Wir kommen dahin, wir machen unser Gedächtnistraining und lachen miteinander und freuen uns auf den Spielenachmittag“ (ebd., Abs. 82). Solche gruppenspezifischen

Routinen finden sich auch in den anderen Zentren: Der wöchentliche Kaffeetreff im Engelshof, der zweiwöchig stattfindende Spieleabend „Oase“ im BüZe und der wöchentlich probende interkulturelle Chor im Kulturbunker. Die Gruppen organisieren sich dabei meist selbstständig innerhalb der bereitgestellten Räume. So erzählt ein Nutzer des Engelshofs mit Blick auf den in der Halle stattfindenden Kaffeetreff: „Da können wir machen, was wir wollen! [...] Das geht alles“ (N1, Abs. 24). Die flexible Raumnutzung unterstreicht zudem die Gestaltungsfreiheit der Gruppen. Beispielhaft verlagert sich die Spielegruppe im BüZe bei gutem Wetter spontan auf die Terrasse: „Dann nehmen wir uns eine Kiste und setzen uns raus auf die Terrasse, haben da halt unseren Tisch oder unseren Bereich“ (N3, Abs. 48). Die Nutzer*innen sind jedoch auch außerhalb der eigenen Gruppen in den Zentren aktiv. So nimmt die Ini-Gruppe in Finkenberg an den wöchentlichen Turnkursen oder den Spielenachmittagen teil. Besonders ein Mitglied besuche eine ganze Reihe anderer Angebote: „Die [Nutzerin] geht mit essen, die turnt mit, die geht am nächsten Tag in den Zumba-Tanz. Die ist also eigentlich immer hier“ (N4, Abs. 84). Die Kombination aus vertrauter Gruppenstruktur, Kontinuität und selbstgestalteten Aktivitäten mündet dabei in routinierten Nutzungsmustern.

Weitere Aspekte der Nutzungspraxis sind Freiwilligkeit und Selbstbestimmtheit der Teilnahme. Diese Handhabung hebt eine Nutzerin im BüZe positiv hervor: „Man ist jetzt kein Vereinsmitglied und zahlt Beiträge und muss dann auch wirklich erscheinen, sondern man weiß, wann die Termine sind und man kann hingehen“ (N3, Abs. 10). Die freiwillige Teilnahme erscheint auch beim Kaffeetreff im Engelshof als grundlegendes Prinzip: „Wer kommt, kann kommen. Wer gehen will, der geht. Das steht jedem frei. Da ist kein Zwang und nichts“ (N1, Abs. 100). Die explizit veräußerte Freiwilligkeit resultiert in einer gewissen Fluktuation innerhalb der Gruppen. Jedoch wird diese nicht als Störung empfunden, sondern als Ausdruck von Selbstbestimmung wertgeschätzt. Eine Interviewte des Spieleabends im BüZe erkennt darüber hinaus positive Auswirkungen in der Fluktuation auf niedrigschwellige Kennenlernmöglichkeiten: „Durch die Fluktuation lernt man immer neue Menschen kennen. Und *das* ist halt das Schöne, dass ich das gar nicht aktiv noch mehr Aufwand betreiben muss“ (N3, Abs. 46). Teilnahme wird innerhalb der Gruppen bedürfnisorientiert ermöglicht. So können Nutzer*innen selbst entscheiden, ob sie sich aktiv einbringen oder lediglich anwesend sein möchten: „Wenn ich sage, mir ist heute nicht nach Gesellschaftsspielen spielen, kann ich mich trotzdem an den Tisch setzen, die anderen beobachten und mich nett unterhalten“ (ebd., Abs. 18). Diese selbstbestimmte Handhabung berücksichtigt individuelle Bedarfe und erleichtert Menschen mit gesundheitlichen oder körperlichen Einschränkungen eine angepasste Teilnahme. Mit Blick auf die bedürfnisorientierten Teilnahmemöglichkeiten eröffnen die Gruppenformate zudem Mitgestaltungsmöglichkeiten. So können Besucher*innen der „Oase“ eigene Vorschläge zu Spieleanschaffungen, Ausflugszielen oder Raumausstattungen einbringen, die nach Möglichkeit vom BüZe umgesetzt werden: „Dann wird das halt besorgt“ (N3, Abs. 50).

In den meisten Zentren können Nutzer*innen eigene Anliegen über informelle und niedrigschwellige Kommunikationswege vorbringen. So spricht die Interviewte in Finkenberg vom „direkten Draht“ (N4, Abs. 86) zur Leitung. Diese hierarchiefreien Strukturen erleichtern Mitgestaltung und schaffen ein vertrautes Nutzungs-Leitungs-Verhältnis. Beispielhaft erzählt eine interviewte Rollstuhlfahrerin in diesem Zusammenhang, wie sie im BüZe konkrete Kritik zur Barrierefreiheit anmerken kann: „Wenn ich sage, das ist blöd wegen der Barrierefreiheit, dann wird geguckt: Kann das vielleicht anders?“ (N3, Abs. 52). Die Ausführungen der Nutzer*innen zeigen somit, wie sich Freiwilligkeit, Selbstbestimmtheit und die Möglichkeit zur Mitgestaltung in einer bedürfnisorientierten Teilnahme am Zentrumsalltag niederschlagen.

Neben routinierten Gruppenformaten zeigen sich auch zweckgebundene und punktuelle Nutzungen. So besucht eine Interviewte in Finkenberg regelmäßig die im Zentrum integrierte Sozialstation, um sich dort fachliche Unterstützung für Renten- und Pflegestufenanträge einzuholen. Hierbei verweist sie auf die markante Hilfsbereitschaft des Personals: „Da könnte man jederzeit hingehen“ (N4, Abs. 100). Auch im BüZe nimmt die interviewte Nutzerin neben der Spielegruppe mitunter an weiteren Angeboten sowie an Ausflügen zum Eishockey oder zum Weihnachtsmarkt teil. Die breite Fülle des Angebots kann dabei mitunter zu Überforderung führen – dahingehend erzählt eine Nutzerin des Kulturbunkers:

Manchmal ist es auch schwierig zu sagen: ‚Wo gehe ich denn jetzt überhaupt hin?‘ [...] Dann passiert es auch, dass man teilweise die ganze Woche immer da war, weil es halt so tolle Programme gibt und man will die dann auch kennenlernen und sehen. (N2, Abs. 26)

Zudem können sich Teilhabemuster und Nutzungszwecke über die Zeit verändern. Die ehemals aktiv mitgestaltenden „Inis“ im Zentrum Finkenberg wandelten sich altersbedingt zu einer heute eher passiven Gruppe. Die Interviewte erinnert sich an das frühere Engagement der Gruppe: „Dann schleppten wir die Stühle nach draußen und irgendwann war das Sommerfest parat“ (N4, Abs. 88). Auch die Leitung reflektiert die sich über die Jahre verändernden Nutzungsmuster: „Die Menschen sind teilweise geblieben, etwas mitgealtert und haben in der Vergangenheit sehr viel gemacht“ (B4, Abs. 60). Eine Sonderstellung kommt hierbei einer Nutzerin des Kulturbunkers zu: Sie nimmt gleich mehrere Rollen ein, indem sie Veranstaltungen besucht, im ehrenamtlichen Vorstand tätig ist und einen interkulturellen Chor leitet. Somit ist sie zugleich Besucherin, Veranstalterin und Vorstandsmitglied. Diese Mehrfachrolle reflektierend, betont sie ein klares Prinzip der Gleichbehandlung und Rollentrennung: „Genauso wie jeder Besucher bezahle ich meine Veranstaltung und wenn ich da die Räume benutze, benutze ich die Räume genauso wie alle anderen. Da bin ich halt Nutzerin“ (N2, Abs. 22). Damit verweisen die Beispiele auf eine dynamische, bedürfnisorientierte und situative Nutzungspraxis, die von Gruppenformaten bis hin zu punktueller Teilhabe und der Einnahme multipler Rollen reicht.

Soziale Interaktionen und Gemeinschaftsdynamiken

Im Zuge der Nutzungen entstehen vielfältige soziale Beziehungen, die auf interaktiven, gemeinschaftsbildenden und unterstützenden Dynamiken fußen. Ein zentrales Muster ist dabei die Entwicklung von Gruppenstrukturen. Im Engelshof erzählt ein Interviewter dahingehend, wie er mit der Zeit zum aktiven Mitgestalter des anfänglich eher losen und kleinen Kaffeetreffs wurde. Mittlerweile zählt der Treff über 40 Personen, unternimmt Ausflüge und pflegt Rituale zu Nikolaus, Karneval und Neujahr. Der Nutzer bringt sich in diesem Rahmen durch selbstinitiierte Musik- und Tanzaktionen ein: „Die haben getanzt und das hat denen so Spaß gemacht! Und wenn ich sehe, dass die sich freuen, dann macht mir das auch Spaß“ (N1, Abs. 42). Die Gruppenaktivitäten werden dabei durch die Ausstattung der Räumlichkeiten unterstützt. So erleichtert etwa der lange Tisch die Interaktionen während des Kaffeetreffs: „Ich habe die alle im Auge. Da winke ich mal so, da geh ich mal rüber zu dem, dann sprechen wir. Das geht hin und her so“ (ebd., Abs. 48). Demnach resultiert ein zwangloses, geselliges und offenes Miteinander, welches zu sozialen Interaktionen einlädt: „Du kannst dich mit jedem unterhalten und dadurch kommen die alle“ (ebd., Abs. 68). An diese Perspektive anknüpfend sprechen die Interviewten von Beziehungen ohne Erwartungsdruck. In diesem Sinne beschreibt eine Besucherin des Spieleabends im BüZe ein soziales Miteinander ohne Verpflichtungen: „Es muss ja nicht immer eine Riesenfreundschaft sein“ (N3, Abs. 60). Dennoch bilden sich auch Beziehungen, in denen Vertrautheit und soziale Nähe entstehen:

Dass sich auch vielleicht mal eine private Bekanntschaft oder Freundschaften entwickeln. [...] Oder auch einfach dadurch, dass man sich alle zwei Wochen sieht, kennt man sich irgendwann und weiß, wie der andere tickt. (ebd., Abs. 46)

Bei den „Inis“ in Finkenberg berichtet eine Nutzerin zudem von sich bildenden Unterstützungsstrukturen. Beispielsweise hilft der Neuzugang der Gruppe ihr bei Gartenarbeiten, oder springt regelmäßig als Fahrer bei Gruppenausflügen ein: „Er ist unwahrscheinlich“ (N4, Abs. 23). Besonders deutlich zeigt sich die Unterstützungsperspektive im Kontext der Spielegruppe „Oase“, welche sich an Menschen mit und ohne Behinderung richtet. So wird der Austausch in der Gruppe als inspirierend beschrieben: „Man befruchtet sich gegenseitig“ (N3, Abs. 50). Die Mitglieder tauschen sich hier über kreative Ansätze, Erfahrungswerte oder hilfreiche Ratschläge mit Blick auf ihre Behinderungen aus: „Hast du das auch, oder bin ich damit allein?“ (ebd., Abs. 12). Soziale Interaktionen in den Zentren bleiben jedoch nicht nur auf Gruppenkontexte beschränkt. In offenen Formaten wie dem Spielenachmittag in Finkenberg kommt es auch zu gruppenübergreifenden Begegnungen: „Ich habe zuletzt mit drei Herren aus einer russischen Gruppe gespielt“ (N4, Abs. 37). Diese flüchtigen Begegnungen können dabei neue Teilhabeimpulse setzen. Der Interviewte im Engelshof berichtet in diesem Zusammenhang, wie er andere Nutzer*innen im Innenhof stets zum Kaffeetreff einlädt: „Wenn man welche trifft auf dem Hof und die sind noch nicht dabei, da fragt man immer: ‚Habt ihr nicht Zeit, mal Kaffee um 10 Uhr dienstags bei uns zu trinken?‘“ (N1, Abs. 76). Damit zeigen sich in allen Zentren gemeinschaftliche Dynamiken und Gruppenbildungen, die sich in der Intensität von sozialer Nähe unterscheiden.

Selten auftretende Konflikte werden in der Regel innerhalb der Gruppen gelöst. Allein in einem Einzelfall erinnert sich eine Nutzerin in Finkenberg, wie das Zentrum moderierend in einen Gruppenstreit eingriff. Zumeist beschreiben die Interviewten jedoch einen gelassenen Umgang mit Meinungsverschiedenheiten. So beteuert ein Mitglied der Spielegruppe: „Man kann sich trotzdem an einem Tisch zusammensetzen und irgendwas zusammen spielen“ (N3, Abs. 44). Die anderen Interviewten berichten, dass Konflikte im Regelfall kaum auftreten. So findet das soziale Miteinander in den Zentren insbesondere im Rahmen ritualisierter und entstehender Gruppen statt, in deren Rahmen sich mitunter Unterstützungsstrukturen bilden.

Nutzungshürden und Teilhabegrenzen

Trotz der propagierten Offenheit erscheinen in den Zentren strukturelle, soziale sowie individuelle Nutzungshürden. Diese Hürden gründen sich meist in subjektiven Selbstverortungen sowie Empfindungen von Zugehörigkeit mit Blick auf bestehende Gruppenstrukturen. So führt die hohe Vielfalt an Nutzer*innen in den Bürgerzentren nicht zwangsläufig zu gruppenübergreifenden Begegnungen. Besonders in etablierten Gruppen bleibt der soziale Austausch eher auf den eigenen Kreis beschränkt. Im Kontext des offenen und viel besuchten Spielenachmittags reflektiert ein interviewtes Mitglied der „Inis“ das eigene Gruppenverhalten an einem separaten Tisch als „sitzglucken“ (N4, Abs. 39). Mitunter grenzen sich Nutzer*innen auch durch Selbstverortungen in soziale Kategorien wie etwa Alter ab. So nehmen einige ältere Besucher*innen des Kaffeetreffs bewusst nicht an „jungen“ Veranstaltungen teil: „Das sind alles junge Leute, 30-Jährige! Und wir Alten mit 70 oder 80, das ist nichts für uns“ (N1, Abs. 80). Teilnahmehürden resultieren somit mitunter aus gruppenspezifischen Abgrenzungstendenzen. Die Beispiele zeigen, dass trotz offen gestalteter Strukturen, dennoch sozial bedingte Ausschlussfaktoren wahrgenommen werden können.

Nutzungseinschränkungen entstehen ebenfalls durch räumliche oder organisatorische Gegebenheiten. So verknüpft die Interviewte im Bürgerzentrum Finkenberg die Schrumpfung des Personals mit dem Rückgang ehemals im großen Umfang organisierter Ausflüge, Aktionen und Feiern: „Das war früher schon ein bisschen anders, weil es mehr Personal gab, die auch mehr machen konnten“ (N4, Abs. 88). Im Falle des Kulturbunkers kommt es zu Lärmbelastungen durch Parallelnutzungen, wodurch ruhigere Formate teilweise gestört werden. So die interviewte Veranstalterin: „Ich mache Meditation und dann passt das nicht so, weil je nachdem, wie laut das Café ist, kommt man nicht runter“ (N2, Abs. 72). Lautstärke führt auch im Engelshof bisweilen zu einer verminderten Teilnahme einiger älterer Besucher*innen des Kaffeetreffs: „Das gefällt mir nicht, das ist mir hier zu laut! Dann bleib ich lieber zu Hause“ (N1, Abs. 48). Hinzu kommen infrastrukturelle Nutzungshürden. Als langjährige Nutzerin des Kulturbunkers bemängelt eine Interviewte im Kulturbunker den ihr zugewiesenen Proberaum: „Ich habe meinen Verein schon seit sechs Jahren und ich muss da in diesem Erdloch proben, ohne Fenster, ohne nichts“ (N2, Abs. 78). Zudem erschweren insbesondere finanzielle Barrieren die Teilnahme am

Angebot. So stellt für manche Nutzer*innen der Spielegruppe im BüZe bereits ein „kleiner Obolus“ (N3, Abs. 50) für Getränke eine Hürde dar. Dennoch besteht auch Verständnis für den erhobenen Minimalbeitrag: „Man kann ja nicht erwarten, dass alles gratis ist“ (ebd.). Neben strukturellen Rahmenbedingungen wirken auch individuelle Lebensumstände einschränkend. So würde eine interviewte Nutzerin gerne zu den Kegelnachmittagen im Bürgerzentrum Finkenberg kommen, doch bestehen zeitliche Überschneidungen mit persönlichen Terminen: „Ich will immer kommen, kann aber nicht, wenn da was ist“ (N4, Abs. 63). Zudem erzählt eine Rollstuhlfahrerin im BüZe von ihren anfänglichen Zweifeln einer möglichen Teilnahme an der Spielegruppe: „Ich war mir unsicher durch meine Behinderung, wie gut das machbar ist“ (N3, Abs. 2). Schließlich beeinflussen auch gesellschaftliche Entwicklungen den Nutzungsalltag der Zentren. So beobachtet eine Nutzerin im Bürgerzentrum Finkenberg eine schwindende Ehrenamtsbereitschaft, die sich unmittelbar auf die Angebote in den Zentren auswirkt: „Ich glaube, die Bereitschaft zum Ehrenamt, wie das bei uns war, gibt es nicht mehr“ (N4, Abs. 78).

Die Leitungen reflektieren ebenfalls Zugangs- und Nutzungshürden im Alltagsbetrieb der Zentren. Das BüZe beschreibt die Herausforderung, Angebote so zu gestalten, dass sie ein breites Publikum ansprechen: „Das ist tatsächlich unterschiedlich zu kuratieren und damit auch unterschiedliche Leute und Begegnungen zu schaffen“ (B3, Abs. 8). Trotz gezielter Maßnahmen gelinge es nicht immer, eine soziale und interkulturelle Durchmischung zu erwirken. Die Leitung sieht die organisierten Nachbarschaftsfeste als Indikator dieser begrenzten Reichweite: „Dann kommen ein paar Leute, die einen ukrainischen Background oder einen kurdischen Background haben, aber so richtig gut durchmischen [...] funktioniert eigentlich nicht so dolle“ (N3, Abs. 14). Auch bei den anderen Zentren zeigen sich Leerstellen in der Zielgruppenerreichung. So sind junge Erwachsene im Engelshof, migrantische Gruppen in Finkenberg und Senior*innen im Kulturbunker nur schwach vertreten. Dabei erschweren mitunter sprachliche und kulturelle Barrieren die Anbindung neuer Nutzer*innengruppen. Um dem vorzubeugen, setzt sich die Belegschaft im Kulturbunker und im BüZe bewusst aus einem diversen Team zusammen:

Je weiter das von Sprache, kulturellen Codes, auch generell von der Biografie weg ist, desto schwieriger ist auch die Anbindung. Deswegen auch immer der Versuch, dass wir Leute im Team haben, die diese Vielfalt mitbringen, dass es dann auch Anknüpfungspunkte gibt. (B3, Abs. 30)

Gleichzeitig stoßen die Bemühungen um Diversität bisweilen auf Widerstand. So empfinden Anwohner*innen in Ehrenfeld das BüZe als „zu multikulti, queer, für die ist das woke“ (B3, Abs. 58). So kann die angestrebte Diversität der Zentren auch in konflikthafter Abwehrhaltung resultieren. Insgesamt zeigt sich, dass Nutzungen nicht nur durch strukturelle Hürden, sondern auch durch Gruppendynamiken, subjektive Empfindungen und individuelle Lebenslagen eingeschränkt werden können. Teilhabemöglichkeiten scheinen somit bedingt durch das Zusammenspiel struktureller Gegebenheiten, sozialer Dynamiken sowie individueller Faktoren und Wahrnehmungen.

6.4 Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung

Die Befragungen der Nutzer*innen zeigen, dass die Bürgerzentren eine zentrale Rolle in ihrem Alltag einnehmen. Die Zentren entwickeln sich im Laufe der Zeit zu vertrauten Orten und sozialen Treffpunkten. Dabei hängt die örtliche, atmosphärische Wahrnehmung eng mit individuellen Routinen und sozialen Beziehungen zusammen. Diese Nutzungsperspektiven geben Einblicke in das subjektive Ortserleben sowie damit verbundenen Bedeutungen und Wirkungen. Im Folgenden werden sie exemplarisch dargestellt.

Ortswahrnehmung

Aus Nutzungssicht erscheinen die Bürgerzentren als bedeutsame Orte des sozialen Miteinanders und der alltäglichen Vertrautheit. Ein zentrales Muster zeigt sich hier in einer wahrgenommenen Offenheit, Zugänglichkeit und Informalität, die sowohl räumlichen als auch sozialen Ausdruck finden. Explizit beschreibt ein interviewter Nutzer im Engelshof ein solch zwangloses und einladendes Ortserlebnis: „Ja, das ist alles so offen hier!“ (N1, Abs. 38). Ähnliche Perspektiven finden sich in den anderen Zentren. So empfinden Nutzer*innen die Aufenthaltsqualität im Kulturbunker als wohltuend und verknüpfen dies mit dem Café und vorgelagerten Biergarten sowie mit dem lebendigen Treiben auf dem angrenzenden Marktplatz: „So was Beruhigendes“ (N2, Abs. 8). Trotz seiner baulichen Schroffheit als Luftschutzbunker wird das Zentrum als Ort mit einer spürbar positiven Atmosphäre erfahren. Gerade wegen der nicht herausgeputzten, dunklen Räumlichkeiten entfalte der Kulturbunker laut des Leitungspersonals eine besondere Wirkung: „Es ist nicht schön: Es hat kein Tageslicht, wenn du in den Räumen bist. Es ist abgerockt. Trotzdem sagen die Leute: ‚Das hat so einen Flair, das ist so ein tolles Haus!‘“ (B2, Abs. 26). Mit Blick auf den im vorherigen Abschnitt bemängelten, fensterlosen Proberaum hat diese Aussage aus Nutzungsperspektive jedoch nur eine bedingte Gültigkeit. Die Ortswahrnehmungen speisen sich dabei nicht nur aus räumlichen Gegebenheiten, sondern werden insbesondere mit dem sozialen Ortsgeschehen in Verbindung gebracht. So erlebt eine Nutzerin im BüZe die Geräuschkulisse vieler parallel stattfindender Aktivitäten als eine mitreißende, lebendige Atmosphäre: „Es ist ein Haus, das lebt. Und das finde ich schön, dass man so ein bisschen was mitbekommt!“ (N3, Abs. 60). Auch die soziale Vielfalt vor Ort trägt zu einem positiven Ortsempfinden bei. Eine Nutzerin im Kulturbunker beschreibt dies bildhaft: „Wie so ein Potpourri, so ein Blumenstrauß von allem, was da ist“ (N2, Abs. 84). Dementgegen wird im Bürgerzentrum Finkenberg eine Rückläufigkeit der einstigen Lebendigkeit vor Ort wahrgenommen: „Es ist beschaulicher, ruhiger geworden“ (N4, Abs. 92).

Ein weiterer zentraler Faktor der Ortsatmosphäre sind soziale Beziehungen und Kontakte. Durch ihr langjähriges Engagement im Bürgerzentrum Finkenberg verfügt eine Nutzerin über ein detailliertes Orts- und Betriebswissen. Die Nutzerin etablierte hier nicht nur Beziehungen innerhalb der Ini-Gruppe, sondern auch zu der Belegschaft des Zentrums. Diese soziale Vertrautheit äußert sich in einem örtlichen

Wohlbefinden: „Ich bin gerne hier beim Essen, weil mit der Köchin, wir kennen uns schon jahrzehntelang“ (N4, Abs. 47). Das Zentrum wird darüber hinaus als stabiler Alltagsanker und als verlässlicher Anlaufpunkt im Notfall wahrgenommen. So könne die Nutzerin jederzeit die Leitung anrufen und das Zentrum aufsuchen: „Die Hilfe, die ich zu erwarten hätte, wenn mir etwas Ernsthaftes passieren würde und ich brauchte Hilfe“ (ebd., Abs. 100). In diesem Zusammenhang äußert eine Nutzerin im Kulturbunker ebenfalls eine hohe Wertschätzung gegenüber der Hilfsbereitschaft des Teams: „Da hat man immer ein Gehör und Hilfestellung“ (N2, Abs. 4). Solch eine unterstützende Perspektive erscheint auch im BÜZe. Als Rollstuhlfahrerin ist die Interviewte stets auf Hilfe anderer Nutzer*innen angewiesen, um die steile Eingangsrampe hochzukommen. Diese Hürde empfindet sie jedoch als „eine Kleinigkeit“ (N3, Abs. 16). Trotz der eingeschränkten Barrierefreiheit nimmt die Nutzerin das Zentrum durch die erfahrene Hilfsbereitschaft dennoch als inklusiven Ort wahr: „Trotzdem wird darauf geachtet, alle mitzudenken“ (ebd., Abs. 40). Im Zusammenhang mit dieser als positiv empfundenen Zwischenmenschlichkeit begründet sie ein örtliches Wohlbefinden: „Es ist ein sehr respektvoller und wertschätzender Umgang. Das finde ich sehr angenehm“ (ebd., Abs. 42). Die Aussagen verdeutlichen somit, wie räumliche Gegebenheiten und ein lebendiges, unterstützendes Miteinander zu einer positiven Ortsatmosphäre sowie individuellem Wohlbefinden beitragen.

Wirkung der Bürgerzentren

Die Bürgerzentren entfalten vielschichtige Wirkungen auf individueller und sozialer Ebene. Zentrale Muster zeigen sich in der Entstehung von emotionaler Bindung, Gruppenbildung, Selbstwirksamkeit und individuellen Routinen. Die regelmäßige Teilnahme an Gruppenformaten erzeugt dabei oftmals stabile und als familiär empfundene soziale Beziehungen. Besonders deutlich wird dies im Engelshof, wo der wöchentliche Kaffeetreff zu einem sozialen Fixpunkt im Lebensalltag eines Nutzers geworden ist: „Ich freue mich schon auf den Dienstag, dass ich hier hinkomme und mich mit denen treffe. Das ist ein lustiger Verein, wir kriegen Spaß, lachen zusammen, besser kann es gar nicht sein“ (N1, Abs. 46). Für ältere Menschen wirkt der Treff als wichtiger Ort gegen Einsamkeit. So schildert der Interviewte: „Es sind viele, die allein sind. Die sind froh, dass sie rauskommen und kommen dann dahin“ (ebd., Abs. 68). Die eigene Bezeichnung des Kaffeetreffs als „Clübchen“ (ebd., Abs. 72) verweist dabei auf ein emotional aufgeladenes Wir-Gefühl. Der Interviewte verknüpft das gesellige Beisammensein mit Freude und erinnert sich daran, wie er einmal Karnevalsmusik mitbrachte: „Darauf haben wir getanzt, hin und her und gesungen und geschunkelt. Das macht Spaß! (ebd., Abs. 18). Positive Emotionalität und individuelle Verankerung zeigt sich auch im Bürgerzentrum Finkenbergr. So verweist eine Nutzerin während des Interviews auf Fotos im Foyer, auf denen sie abgebildet ist: „Da sehe ich viele schöner Bilder, da bin ich auch drauf“ (N4, Abs. 67). Ausgiebig erzählt sie von vergangenen Ausflügen und gemeinsamen Aktivitäten der Ini-Gruppe: „Da kommen wir einfach ins Schwärmen. Das waren ganz, ganz, ganz tolle Erinnerungen!“ (N4, Abs. 76). Zudem erwirkt die langjährige Ortsbindung an das

Zentrum ein Empfinden von Vertrautheit und Beständigkeit. So äußert die Nutzerin: „Es ist für einen Tag in der Woche mein zweites Zuhause“ (ebd., Abs. 59). Dabei äußert sie Zuneigung auch gegenüber der Leitung, die sie „ins Herz geschlossen“ (ebd., Abs. 90) habe. Eine ähnlich tiefgehende emotionale Verbundenheit lässt sich im Kulturbunker beobachten. Insbesondere die Erfahrung von Selbstwirksamkeit durch gemeinsames Engagement führt hier zu einer engen Bindung: „[D]as ist wie so ein Zuhause, wir sind alle zusammen da und machen was Tolles. Und es ist schön, dazuzugehören und auch mitzugestalten im Vorstand“ (N2, Abs. 20).

Entstehende soziale Wirkungen und Dynamiken werden auch von den Leitungen reflektiert. Im Rahmen von Veranstaltungen wie dem Kinderkarneval im Kulturbunker wird beschrieben, wie Familien dort „ohne Handy“ (N2, Abs. 64) zusammenkommen. Weiterführend erscheinen insbesondere im BüZe und Kulturbunker örtliche Toleranz und Akzeptanz. So würden Nutzer*innen im Zuge der Teilnahme an mehrsprachigen Formaten eingängliche Unsicherheiten mit der Zeit ablegen: „Das ist auch was Schönes, die Leute zu sehen, die erstmal Probleme haben damit und dann sich darauf einlassen und das toll finden“ (B2, Abs. 44). Hieran anknüpfend erzählt die Leitung im BüZe von dem reibungslosen Miteinander im Kontext größerer Kulturveranstaltungen. So kamen beim kostenlosen Wahlpartykonzert unterschiedliche Besucher*innen zwanglos auf der Terrasse zusammen: „Da waren Mutter mit Hijab genauso wie der Hipster. Und alle standen zusammen und haben dieser schönen Musik zugehört“ (B3, Abs. 42). Diese akzeptierende Haltung sieht die Leitung insbesondere in der klaren Raumzuteilung begründet: „Weil sie [die Nutzer*innengruppen] das Gefühl haben: ‚Ich habe hier meinen Raum und das sind schon eigentlich ganz coole Angebote, dann sollen die das haben‘“ (ebd., Abs. 56). Die Beispiele bündeln somit die unterschiedlichen sozialen Wirkungen der Zentren: Von emotionaler Bindung, Gruppenbildung, Toleranz und aktivem Miteinander bis hin zu Erfahrungen von Selbstwirksamkeit.

Die Zentren stoßen dabei auch persönliche Entwicklungen an. Im Zuge regelmäßiger Besuche des BüZe berichtet eine Interviewte von einem gestärkten Selbstvertrauen: „Es macht einen selbstbewusster, weil man darf man selber sein und ist okay, wie man ist und man muss nichts erklären“ (N3, Abs. 54). Auch im Kulturbunker erzählt eine Nutzerin von positiven Entwicklungen durch die Erfahrung von Zugehörigkeit und Selbstverständlichkeit. Sie beschreibt, wie der Besuch von migrantischen Kulturveranstaltungen als Auslöser für Reflexionsprozesse über die eigene Familienhistorie wirkte und ein „Aha-Erlebnis“ (N2, Abs. 46) auslöste. In der gegenseitigen Bestätigung von Menschen, die ähnliche Erfahrungen teilen, gründet sie ein Gefühl des Empowerments und des Verstandenwerdens: „Dann sieht man viele Menschen, die nicken oder auch zustimmen. Und dann denke ich mir: Ich stehe nicht alleine da“ (ebd.). Durch ihr Engagement im Kulturbunker eröffnete sich für die Nutzerin eine neue Berufsperspektive jenseits ihrer eigentlichen Tätigkeit als Krankenpflegerin: „Ich kann auch anders sozial aktiv werden, oder etwas tun für die Gesellschaft. Ich muss nicht unbedingt am Krankenbett stehen“ (N2, Abs. 24). Der Kulturbunker gab ihr somit den Impuls, eine Fortbildung in der Kulturpädagogik zu absolvieren.

Neben solchen individuellen Entwicklungen üben die Zentren eine Strahlkraft auf das umliegende Quartier aus. So wird der Kulturbunker beispielsweise als unverzichtbare Infrastruktur im Stadtteil wahrgenommen: „Ich glaube, wenn es den Kulturbunker als soziokulturelles Zentrum dort nicht geben würde, würde dem Bezirk Mülheim wahnsinnig viel fehlen“ (N2, Abs. 78). Auch dem Engelshof wird eine hohe lokale Bedeutung zugetragen. Im Rahmen des Schulprojekts „Wir malen unser Dorf“ illustrierten Schüler*innen das Zentrum mehrfach als zentralen Quartiersort (B1, Abs. 48). Somit verweisen die angeführten Beispiele auf die vielfältigen Wirkungsweisen der Bürgerzentren: Sie strukturieren den Alltag von Nutzer*innen, schaffen emotionale Bindungen, stoßen persönliche Entwicklungen an und eröffnen Raum für Engagement und Gemeinschaft. Ihre Wirkung entfaltet sich damit entlang von individuellen Erfahrungen, sozialen Beziehungen und lokaler Quartiersverankerung.

6.5 Typenbildung: Fallbezogene Besonderheiten

Auf Basis der vorangegangenen Kapitel erschließt sich eine idealtypische Typologie, die ortsspezifische Ausprägungen der untersuchten Bürgerzentren in normativer Ausrichtung, Nutzung und Wirkung zeigt. Insbesondere strukturelle Rahmenbedingungen sowie die jeweiligen sozialräumlichen Kontexte erweisen sich hierbei als prägende Einflussfaktoren für die örtliche Gestaltung und Nutzungspraxis. So zieht der denkmalgeschützte Engelshof im dörflich geprägten Stadtteil Ensen-Westhoven insbesondere Senior*innen, Familien und Kinder an. Im sozioökonomisch prekären Stadtteil Porz fokussiert sich das Bürgerzentrum Finkenberg primär auf soziale Beratung und Versorgung, wodurch künstlerisch-experimentelle eine eher untergeordnete Rolle spielen. Demgegenüber finden im Kulturbunker und BüZe – angesiedelt in den kulturellen Szenevierteln Ehrenfeld und Mülheim und ausgestattet mit großen Außenbereichen – vermehrt subkulturelle Communities und Nischenformate statt. Diese eher künstlerische Ausrichtung führt jedoch dazu, dass im Kulturbunker kaum Angebote für Senior*innen existieren. Dennoch erreichen beide „Szene-Zentren“ ein breites Publikum aus migrantischen Gruppen, Künstler*innenkollektiven, Menschen mit Behinderung und Familien. Die Zentren unterscheiden sich weiterführend in ihren Schwerpunktsetzungen, Handlungsstrategien, Nutzungsformen, Bedeutungszuschreibungen und Spannungsfeldern. Ausgehend von den empirischen Befunden resultieren vier idealtypische Profile, die als Verdichtungen der im Ergebnisteil dargestellten Muster fungieren. Diese entwickelten Typen gründen auf der systematischen Gegenüberstellung von Leitungs- und Nutzungsperspektiven und unterscheiden sich hinsichtlich: 1) Normativem Fokus, 2) Gestaltungslogik, 3) Zielgruppen, 4) Nutzungs- und Aneignungspraktiken, 5) Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung und 6) Spannungsfeldern und Herausforderungen. Zur besseren Vergleichbarkeit werden die vier Zentren typologisch zugeordnet und gegenübergestellt (siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Vergleichsmatrix der untersuchten Kölner Bürgerzentren

Kriterium	Engelshof (Typ 1)	Kulturbunker (Typ 2)	BüZe (Typ 3)	Finkenberg (Typ 4)
Normativer Fokus	<ul style="list-style-type: none"> - Emanzipation - Demokratieförderung - Ehrenamtsförderung 	<ul style="list-style-type: none"> - Inklusion - Diversität - Kulturförderung 	<ul style="list-style-type: none"> - Inklusion - Teilhabe - Kulturförderung - Demokratieförderung 	<ul style="list-style-type: none"> - Inklusion - Teilhabe - Unterstützung
Gestaltungslogik	<ul style="list-style-type: none"> - Hohe Werteorientierung - Emergente Gruppenprozesse - Kooperation mit Quartiereinrichtungen 	<ul style="list-style-type: none"> - Hohe Werteorientierung - Kuratierte Programmentwicklung - Professionelle Kulturarbeit - Künstlerische Ko-Kreation 	<ul style="list-style-type: none"> - Hohe Werteorientierung - Emergente Gruppenprozesse - Kooperation mit Künstler*innen - Partizipative Gestaltung 	<ul style="list-style-type: none"> - Hohe Werteorientierung - Professionelles Sozialangebot - Kooperation mit sozialen Trägern
Zielgruppen	<ul style="list-style-type: none"> - Kinder- und Jugendarbeit - Quartiersbewohner*innen 	<ul style="list-style-type: none"> - FLINTA* - Migrantisch - Queer - Künstler*innen 	<ul style="list-style-type: none"> - Marginalisierte Communities - Menschen ohne Zugang - Jugendarbeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Senior*innen - Menschen in prekären Lebenslagen
Nutzungs- und Aneignungspraktiken	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstorganisation - Stabile und ritualisierte Teilhabe in Gruppen 	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstorganisation - Punktuelle Teilnahme - Ehrenamtliche Betätigung - Veranstaltungsorganisation 	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstorganisation - Stabile und ritualisierte Teilhabe in Gruppen - Punktuelle Teilnahme 	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstorganisation - Stabile und ritualisierte Teilhabe in Gruppen - Ehrenamtshistorie
Wahrnehmung & Bedeutungszuschreibung	<ul style="list-style-type: none"> - Treffpunkt gegen Einsamkeit - „Clübchen“ - Alltagsstruktur - Freude 	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstwirksamkeit - „gelebte Vielfalt“ - Biografische Reflexionsprozesse - „Zuhause“ 	<ul style="list-style-type: none"> - Sozialer Treffpunkt - „Gelebter Ort“ - persönliche Weiterentwicklung - „angenehm“ - Alltagsstruktur 	<ul style="list-style-type: none"> - Biografischer Ankerpunkt - „Zweite Heimat“ - Alltagsstruktur - Unterstützungsstruktur - „Beschaulich“
Spannungsfelder & Herausforderungen	<ul style="list-style-type: none"> - Kommerzialisierungsdruck vs. Gemeinwohlorientierung - Nutzungsansprüche vs. Denkmalpflege - Institutionelle Abhängigkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Safe Space vs. breite Öffnung - Lautstärke - Bauliche Mängel 	<ul style="list-style-type: none"> - Kommerzialisierungsdruck vs. Gemeinwohlorientierung - Heterogene Nutzer*innengruppen - Institutionelle Abhängigkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Angebotsqualität vs. Personal-mangel - Lautstärke

Typ 1: Der lokal verwurzelte Quartiersanker (Engelshof)

Der Engelshof steht exemplarisch für ein zivilgesellschaftlich getragenes Bürgerzentrum mit einer starken lokaler Verwurzelung. Es ist das „Bürgerzentrum was hier für das Veedel da ist“ (B1, Abs. 52). Sein Fokus liegt auf der Förderung von Selbstorganisation, Emanzipation, generationsübergreifenden Angeboten und einer engen Kooperation mit lokalen Einrichtungen und Gruppen. Die Steuerung erfolgt wertegeleitet und öffnet bewusst Raum für Eigeninitiative und selbstwachsende Strukturen. Das Zentrum wird überwiegend von ritualisierten Gruppen besucht, deren Mitglieder im Quartierskontext verortet sind. Dabei fungiert der Engelshof als strukturierender Alltagsort, der insbesondere von Einsamkeit betroffenen Nutzer*innen als offener und ungezwungener Treffpunkt wahrgenommen wird. Kosenamen wie „Clübchen“ (N1, Abs. 72) verweisen zudem auf einen örtlich verankerten, emotionalen Gemeinschaftssinn. Das zentrale Ortsmerkmal schlägt sich in einer ausgeprägten lokalen Einbettung und einer damit einhergehenden Alltagsnähe und Identifizierung nieder. Daneben stellt zivilgesellschaftliche Selbstorganisation die hauptsächliche Nutzungsweise dar. Zuletzt bewegen sich örtliche Spannungsfelder primär zwischen Kommerzialisierungsdruck und dem Anspruch auf Gemeinwohlorientierung sowie zwischen der rahmengebenden Denkmalpflege und konfligierenden Nutzungserwartungen.

Typ 2: Die subkulturelle Plattform (Kulturbunker)

Der Kulturbunker wird von einem explizit kulturpolitischen Selbstverständnis getragen. Er ist ein Multiplikator „für Künstler*innen, die sonst keine Plattform bekommen“ (B2, Abs. 24). Der Schwerpunkt liegt auf der Förderung von interkultureller Teilhabe, Begegnung und Diversität. Dabei wird das Zentrum mittels einer sorgfältigen Programmkuratation gesteuert, die insbesondere FLINTA*, migrantische, queere und marginalisierte Communities berücksichtigt. Vielfalt bedeutet hier nicht Beliebigkeit, sondern normativ begründete Grenzziehung. Der professionalisierte Charakter hebt den Kulturbunker von den anderen Zentren ab, die stärker quartiersbezogen und alltagspraktisch arbeiten. Als Veranstaltungshaus strebt er nach Etablierung in der städtischen Kulturszene. Die vielen künstlerisch-kulturellen Formate erwirken ein dynamisches Angebot, doch bestehen auch stabile Gruppenformate. Das Zentrum wird als emotional bedeutsamer Ort der Selbstwirksamkeit, Vielfalt und persönlichen Entwicklung erlebt und als „Zuhause“ (N2, Abs. 20) beschrieben. Dabei äußert sich die kuratorische Sorgfalt und professionelle Steuerung des kulturpolitischen Betriebs als zentrales Charakteristikum. Durch den Anspruch als subkulturelle Plattform für Marginalisierte zu fungieren und gleichzeitig nach öffentlicher Anerkennung zu streben, resultieren Herausforderungen mit Blick auf einhergehende Grenzziehungserfordernisse, Nutzungserwartungen und bauliche Mängel.

Typ 3: Der heterogene Nischenbereiter (BüZe)

Das BüZe markiert einen niedrighschwelligem Nischenort, in dem Diversität, Teilhabe und kulturelle Offenheit gelebt werden. Im teuren Szeneviertel Ehrenfeld ist dies das Bürgerzentrum „für Leute, die sich das sonst anders nicht leisten können“ (B3, Abs. 68). Seine Steuerungslogik verbindet wertegeleitete Offenheit mit einer kostengünstigen Verfügungstellung von Raum einem vielfältigen, kuratierten Kulturangebot. Dabei richtet sich das Zentrum aktiv an Menschen ohne gesellschaftliche Teilhabe sowie an künstlerisch-experimentelle Nischengruppen. Die Räume sind flexibel nutzbar und teilweise partizipativ gestaltet. Nutzungen erfolgen über stabile Gruppen sowie über punktuelle Formate. Nutzer*innen beschreiben das Zentrum als Ort der persönlichen Weiterentwicklung, Gemeinschaft und „gelebter Inklusion“ (N3, Abs. 60), in dem zwanglose Teilhabe möglich ist. Der Typus „Heterogener Nischenbereiter“ beschreibt ein lebendiges Zentrum mit ausgeprägter Zugänglichkeitsethik, welche durch vielfältige, oftmals unterrepräsentierte Nutzer*innengruppen widergespiegelt wird. Die Hauptmerkmale liegen in der räumlichen Flexibilität, sozialen Pluralität sowie in der Förderung von Selbstorganisation. Darüber hinaus resultieren zentrale Spannungsfelder aus heterogenen Nutzer*innengruppen und konfligierenden Raumeignungen, räumlichen Gestaltungsansprüchen und einschränkender Ressourcenknappheit sowie institutioneller Abhängigkeit.

Typ 4: Das fürsorgliche Sozialzentrum (Finkenber)

Das Bürgerzentrum Finkenber hat ein sozialintegratives Profil mit einer ausgeprägten Fürsorgefunktion für „Menschen, die in prekären Lebenslagen leben“ (B4, Abs. 10). Die Angebotsstruktur ist eng an soziale Bedarfe im Quartier gekoppelt und wird im Austausch mit den Nutzer*innen entwickelt. Als Zentrum in Trägerschaft mit dem Paritätischen Wohlfahrtsverband bietet es professionelle Unterstützungsangebote an und unterhält Kooperationen mit sozialen Trägern. Die örtliche Teilhabe erfolgt über ritualisierte und langjährig stabile Gruppen. Besonders ältere Menschen finden hier emotionale Bindung und nehmen das Zentrum als „zweite Heimat“ (N4, Abs. 100) und biografischen Anker wahr. Als Fixpunkt im Lebensalltag erfahren Nutzer*innen dabei soziale Stabilisierung und Halt. Dabei stellt die aktive Beziehungsarbeit zu den Nutzer*innen eine zentrale Säule dar, während das Angebot hauptsächlich von Niedrighschwelligkeit, Fürsorge und Nähe geprägt ist. Zugleich versucht das Zentrum zwischen Nutzungserwartungen, Angebotsstruktur und Personalmangel zu balancieren. So erwächst aus dem Rückgang der örtlichen Lebendigkeit sowie dem ehrenamtlichen Engagement eine „beschauliche“ Atmosphäre.

Die Typologie macht deutlich, dass die Bürgerzentren im Rahmen ihrer sozialräumlichen Kontexte ortsspezifische Gestaltungslogiken, Nutzungspraktiken, Funktionen und Bedeutungen entwickeln. Während manche Zentren als soziale Ankerpunkte fungieren, erscheinen andere als subkulturelle Plattformen oder heterogene Nischenorte. Trotz eines gemeinsamen Wertekanons zeigt sich, dass dieser in der

Raumpraxis unterschiedlich operationalisiert wird. Auf welche Weise die einzelnen Zentren dadurch subjektiv erfahren werden, soll durch die eingebettete Nutzungsperspektive veranschaulicht werden. Dabei eint die Zentren ein übergreifendes Prinzip, das mittels der Grounded Theory in eine Kernkategorie abstrahiert wurde (Strübing 2021, S. 17).

6.6 Kernkategorie: Responsivität als zentrales Raumprinzip

Nach dem zirkulären Analyseprozess der Grounded Theory bildet „Responsivität“ das zentrale Prinzip der Kölner Bürgerzentren. In diesem Kontext beschreibt es die Fähigkeit der Zentren, flexibel und kontextsensibel auf Bedarfe, Entwicklungen und Herausforderungen im Quartier zu reagieren. Responsivität umfasst damit ein dynamisches Ortsgeschehen, welches sich im Spannungsfeld von Steuerung und Emergenz sowie zwischen normativem Anspruch und realer Praxis bewegt. Dabei äußert sie sich als ein permanenter und balancierender Anpassungsprozess, der auf kontextspezifische Gegebenheiten reagiert, normative Ausrichtungen berücksichtigt und konkrete Gestaltungsmaßnahmen eröffnet. Als Kernkategorie im Kodierparadigma verknüpft sie die kausalen Bedingungen, Handlungsstrategien, intervenierenden Bedingungen und Wirkungen der Bürgerzentren.¹⁸ Damit strukturiert Responsivität die miteinander verwobenen Wechselwirkungen zwischen Zentren, Nutzer*innen und Quartierskontexten und illustriert als Kernkategorie theoriebildend die besondere Eigenheit und Funktionslogik der Häuser.

Kausale Bedingungen: Sozialräumliche Bedarfe und Anbindung

Responsivität vollzieht sich als dynamisches Wechselverhältnis zwischen situativen Bedarfen, Handlungsstrategien und subjektiven Erfahrungswelten. So reagieren die Bürgerzentren auf lokale Problemlagen, sozialräumliche Kontexte und Nutzungspraktiken und übersetzen diese in normative Ausrichtungen und Zielgruppenansprachen. Die Anbindung an konkrete sozialräumliche Kontexte manifestiert sich in einem programmatischen Angebot, wie etwa beim jährlichen Sommerfest des Engelshofs: „Dann ist der ganze Hof hier voller Kinder und Eltern. Für die machen wir das“ (B1, Abs. 50). Dabei äußert sich die Responsivität der Zentren nicht als starre Planung, sondern als situatives Reagieren auf konkrete Bedarfe und diverse Nutzer*innengruppen: „Wir haben einen emanzipatorischen Anspruch, was immer das in der Breite heißt“ (ebd., Abs. 12).

Handlungsstrategien: Zwischen Steuerung und Emergenz

Die Umsetzung responsiver Praxis erfolgt im Spannungsfeld zwischen Steuerung und Emergenz. Auf der einen Seite bieten Steuerungsstrategien wie Programmplanung, Raumvergabe oder Ressourcenmanagement organisationale Sicherung. Auf der anderen Seite entfalten sich eigenständige Dynamiken und Nutzungsformen durch die aktive Verfügungstellung von Raum und Ressourcen. So beschreibt das

¹⁸ Siehe Anhang für die Grafik des Responsivität-Kodierparadigmas der Kölner Bürgerzentren.

BüZe die eigene Funktionsweise als „Mythos“ (B3, Abs. 50). An diese Perspektive anknüpfend reflektiert der Kulturbunker: „Das ist gar nicht, dass wir das wollten (...), das ist so entstanden“ (B2, Abs. 4). Auch in Finkenberg wird das Prinzip der Emergenz deutlich: „Wenn es hier einen Platz gibt, wo gewisse Menschen zusammenkommen, dann ist das erstmal gut und positiv und alles andere muss sich entwickeln“ (B4, Abs. 74). Diese doppelte Handlungsstrategie aus Steuerung und Emergenz ermöglicht eine adaptive Raumgestaltung, in der intentionales Handeln und spontane Aneignung ineinandergreifen. Die wechselseitige Beziehung von impulsgebender Rahmung und gelebter Nutzung zeigt folgendes Zitat: „Wir haben nicht den Anspruch gehabt, wir wollen besonders das sein oder besonders dies sein. Nur, dass wir das gemacht haben, das sehen die Leute und nehmen das dann an“ (B2, Abs. 24). Die Zentren schaffen so eine responsive Umgebung, die sowohl gezielt auf Bedarfe reagiert und die zugleich Raum für Unerwartetes öffnet. Konkret zeigt sich normative Responsivität in der aktiven Ansprache und Aufnahme marginalisierter Gruppen bei gleichzeitiger Ablehnung diskriminierender Inhalte. Dabei äußert sich dieses Wertehandeln als Ausdruck einer reflektierten sozialen Verantwortung: „Es ist sinnvoll und wichtig, was wir hier tun. Wichtig, dass wir diese Angebote vor Ort bereitstellen, dass wir uns dafür engagieren und das auch weiterentwickeln“ (ebd., Abs. 119).

Darüber hinaus erfolgt Responsivität in den Zentren durch eine praktizierte Zwischenmenschlichkeit, die auf Beziehung und Nähe setzt. Sie zeigt sich in partizipativer Raumgestaltung, hierarchiefreier Begegnung und dem Feingefühl des Personals. Mit Blick auf den eigenen Alltagsbetrieb spricht das BüZe dahingehend von „Beziehungsarbeit“ (B3, Abs. 34). Die in diesem Zuge evozierte soziale Nähe ermöglicht die direkte Einbindung der Nutzer*innen in das Zentrumsgeschehen. So berichtet eine Nutzerin in Finkenberg, wie die Leitung sie stets über neue Angebote informiert: „Da ist das und das, da könnt ihr kommen“ (N4, Abs. 45). Dabei adaptieren die Zentren vorgebrachte Vorschläge und Anmerkungen, wodurch niedrighschwellige Zugänge und Mitgestaltungsmöglichkeiten entstehen: „Dann versuchen wir das hier eben vor Ort umzusetzen und das wird in der Regel sehr gut angenommen“ (B4, Abs. 21). So wird die örtliche Rahmenstruktur aus Räumen, Personal und Finanzierung kontinuierlich durch Nutzergruppen belebt, verändert und herausgefordert. Die Bürgerzentren erscheinen somit als fluide Gefüge, in denen Steuerung und Emergenz nicht als Gegensätze, sondern als sich wechselseitig ergänzende Prinzipien wirksam werden.

Intervenierende Bedingungen: Ressourcen, Werte und Infrastruktur

In ihrer responsiven Praxis werden die Zentren mit verschiedenen konfligierenden Bedingungen konfrontiert. Vielfältige Bedarfe und Erwartungen, Wertekonflikte sowie ökonomischer Druck erzeugen Spannungen, welche sie austarieren müssen. Insbesondere finanzielle Ressourcen, räumliche Infrastrukturen und institutionelle Richtlinien beeinflussen dabei, welche örtlichen Gestaltungen und Nutzungen überhaupt realisierbar sind. Die Zentren agieren damit in einem Spannungsfeld zwischen Ermöglichung und Begrenzung. Aufgrund der ökonomischen Schiefelage müssen sie mitunter „Konkurrenzen ausloten“

(B1, Abs. 24) zwischen gemeinwohlorientierten Initiativen und lukrativen Veranstaltungen. Responsivität erscheint in diesem Zuge als balancierende Handlungspraxis, in der örtliche Offenheit, soziale Verantwortung und strukturelle Rahmenbedingungen fortlaufend ausgehandelt werden müssen.

Konsequenzen: Raumaneignung, emotionale Verbundenheit und Selbstwirksamkeit

Aus Nutzungsperspektive zeigt sich Responsivität in der Wechselwirkung zwischen individuellen Bedürfnissen, Gruppendynamiken und räumlichen Strukturen. In den Bürgerzentren entfalten sich Gruppenbildungen, selbstbestimmte Teilhabeformen, flexible Nutzungen, emotionale Bindungen sowie spontane Raumaneignungen. Nutzer*innen erleben hier, dass ihre Anliegen ernst genommen und ihre Beiträge willkommen sind: „Wenn es was Besonderes sein sollte, dann sagen wir im Büro Bescheid: ‚Wir machen das und das. Ist das genehmigt?‘ Da sagen die: ‚Ist alles in Ordnung‘“ (N1, Abs. 94). Solche proaktiven Gestaltungsmöglichkeiten fördern Gruppenbildung und Selbstorganisation. Auf diese Weise entstand der interkulturelle Chor im Kulturbunker, die Ini-Gruppe in Finkenberg, die „Oase“-Spielegruppe im BüZe und der Kaffeetreff im Engelshof. Durch ihre permanente Anwesenheit und Aktivitäten prägen und formen vielfältige Nutzer*innengruppen die Zentren in ihrer Entwicklung. Diese raumbildende Wirkung beschreibt eine Nutzerin folgendermaßen: „Die [anderen Nutzer*innengruppen] sind auch da und nehmen das auch an und machen auch was mit dem Kulturbunker“ (N2, Abs. 80).

Dabei ermöglicht die Responsivität der Zentren mehr als partizipative und adaptive Gestaltung: Sie erwirkt Erfahrungen von Zugehörigkeit, sozialer Teilhabe, Selbstwirksamkeit sowie emotionaler Verankerung. In diesem Zuge werden die Zentren zu bedeutsamen Orten, in denen Nutzer*innen sich aufgehoben, verstanden und gesehen fühlen. Bezeichnungen wie „zweite Heimat“ (N4, Abs. 100) oder „Zuhause“ (N2, 20) signalisieren die emotionale Tiefe dieser Ortsbeziehungen. Die Möglichkeit, eigene Ideen einzubringen, Gruppen zu bilden und über Raum zu verfügen erzeugt einen responsiven Zugang, durch welchen Nutzer*innen selbst ein Teil der Zentren werden. Infolge dieses wechselseitigen und interaktiven Integrationsprozesses entstehen „Aha-Erlebnisse“ (N2, Abs. 46), die wiederum persönliche Entwicklungen und Reflexionen anstoßen. Die responsive Nähe der Zentren ist deutlich spürbar: So empfinden Nutzer*innen die örtliche Atmosphäre als „warmherzig, liebevoll, willkommen“ (N2, Abs. 6). Die Wahrnehmung von emotionaler Wärme gründet sich primär in einer unmittelbaren Frage-Antwort-Beziehung, in welcher Nutzer*innen aktiv Gehör suchen und finden: „Wenn man Hilfe braucht, fragt man aktiv, dann bekommt man sie“ (N3, Abs. 42). Die ermöglichten Raumaneignungen prägen dabei nicht nur die Nutzer*innen, sondern auch die Zentren: Gleichmaßen stabilisieren und verändern sie das Ortsgeschehen fortlaufend. Dieser kontinuierliche und wechselseitige Aneignungsprozess verdichtet sich in der Kernkategorie „Responsivität“. Sie erklärt das dynamische Frage-Antwort-Spiel von normativen Zielvorgaben, strukturellen Rahmenbedingungen, reagierenden Handlungsstrategien, ortsbildenden Raumaneignungen sowie reflektierenden Wahrnehmungen.

Anhand der vier gebildeten Ortstypen zeigt sich, dass Responsivität stets kontextspezifisch, ressourcenabhängig und vielgestaltig ist. Verfügbare Ressourcen, institutionelle Spielräume, Nutzungspraktiken und lokale Bedarfe formen die jeweilige responsive Ausprägung der Zentren. Responsivität erweist sich dabei nicht nur als Reaktion auf sozialräumliche, strukturelle Gegebenheiten, sondern auch als Ausgangspunkt für emergente Beziehungen, Raumaneignungen, Teilhabeerfahrungen und subjektive Bedeutungssphären. Als Kernkategorie ermöglicht sie ein vertieftes sowie ganzheitliches Verständnis der Kölner Bürgerzentren als praktizierte, wechselwirkende und bedeutsame Orte. Aus dem Spannungsfeld zwischen Steuerung und Emergenz erwächst ihr spezifisches Place-Making, welches sich stets in die jeweiligen Quartierskontexte und strukturellen Rahmenbedingungen einbettet. Die adaptive Responsivität der Kölner Bürgerzentren manifestiert sich dabei in ihrer Vielgestalt als zivilgesellschaftlich geprägte, situative Quartiersorte. Die nachfolgende Diskussion fokussiert diese Befunde responsiven Place-Makings und interpretiert sie systematisch entlang der drei Place-Dimensionen nach Relph (1976) und Vogelpohl (2014). Ein Augenmerk liegt dabei auf der Frage, inwiefern hierin heterotopische Qualitäten im Sinne Foucaults (1967) liegen. Abschließend werden die Potenziale der Zentren für gelebte Demokratie und soziale Teilhabe erörtert und in Implikationen für Theorie und Praxis übersetzt.

7. Diskussion

Die vorangegangene Ergebnisdarstellung zeigte Responsivität als zentrales Prinzip des örtlichen Place-Makings der untersuchten Bürgerzentren. Im Spannungsfeld zwischen Steuerung und Emergenz ermöglicht responsives Place-Making die flexible Anpassung an sozialräumliche Bedürfnisse. Die resultierende Vielgestalt der Zentren lässt sich vor dem Hintergrund ihrer lokalen Einbettung, historischen Entwicklung, Ressourcenlage und praktizierten Raumaneynungen verstehen. Trotz eines geteilten Wertekanons verdeutlicht die gebildete Orts-Typologie, dass die Rollenfunktion der Zentren vom Fürsorgeort bis hin zur subkulturellen Plattform reicht. Je nach Typ variieren dabei auch ihre wahrgenommenen Ortsqualitäten. An dieser Stelle rückt das ortsbildende Zusammenspiel von räumlicher Struktur, sozialer Praxis und symbolischer Bedeutung des theoretischen Place-Modells in den Fokus (Relph 1976; Vogelpohl 2014). Hieran anknüpfend interpretiert die folgende Diskussion zentrale empirische Befunde entlang der Place-Dimensionen und diskutiert diese mit Blick auf ihre heterotopischen Merkmale im Sinne Foucaults (1967). Pro Raumdimension werden je drei Hauptbefunde erörtert.

a) Materielle Dimension

Befund 1: Räumliche Flexibilität und Multifunktionalität

Die materielle Struktur der Kölner Bürgerzentren wirkt als zentrale Voraussetzung für ihre Responsivität. Mit Blick auf das dreidimensionale Place-Modell fungiert Materialität dabei nicht nur als physisches Setting, sondern als dynamischer Handlungsrahmen, in dem spezifische soziale Interaktionen und Praktiken ermöglicht werden (Vogelpohl 2014, S. 69). An diese Perspektive anknüpfend, zeigt die räumliche Flexibilität, Multifunktionalität und Offenheit der Zentren, wie die Raumstruktur das soziale Geschehen vor Ort aktiv beeinflusst:

Eine Infrastruktur, die halt alles ermöglicht. Von: Wir schauen zusammen einen Film, ich kann mit dem Mikrofon was sagen, das Licht funktioniert einigermaßen, ich kann aber auch ein größeres Konzert spielen. (B3, Abs. 42)

Die materielle Struktur bildet somit die Grundlage eines örtlichen Place-Makings, in dem sich Räumlichkeiten und Aneignungspraktiken wechselseitig bedingen. Die flexible und variable Raumgestaltung erlaubt vielfältige, spezifische und spontane Nutzungen, temporär erfolgen. Mit Bezug auf diese Wandelbarkeit des materiellen Raums beschreibt sich der Kulturbunker als „Multifunktionshaus“ (B2, Abs. 2). Sie manifestiert sich in beweglichem Mobiliar, vielseitig nutzbarer Ausstattung und funktionsoffenen Räumlichkeiten. Diese Flexibilität zeigt sich als materieller Ausdruck von Responsivität: Die spezifische Materialität der Zentren wird je nach Nutzungsbedarf geformt und angepasst. Die jeweiligen Raumaneynungen äußern sich auf diese Weise als alltägliche Teilhabepaxis. Formate wie die Mitgliederversammlung im Kulturbunker, informelle Rückkopplungsschleifen wie der „Kummerkasten“ in Finkenbergr oder gemeinsame Verschönerungsaktionen im BüZe ermöglichen eine partizipative

Raumgestaltung, in der Nutzer*innen den Raum als verhandelbar erleben. Dabei wird Raumgestaltung zu einer demokratischen Teilhabepaxis, in der sich individuelle Bedürfnisse und kollektive Aushandlungen verschränken. Die räumliche Gestaltung der Kölner Bürgerzentren fußt somit auf einer ko-konstitutiven Dynamik zwischen physischem Raum und sozialen Praktiken. Diese Dynamik zeigt sich beispielhaft in kleinen, situativen Raumveränderungen durch den Kaffeetreff: „Wir machen den langen Tisch von hier von der Wand bis hinten an die Wand. (...) Und wenn wir mehr werden, dann tu ich noch ein paar Tische dran. Das geht alles“ (N1, Abs. 24). Auch spontane Raumeignungen evozieren eine ortsbildende Wirkung. Durch bewegliches Mobiliar schafft die Spielgruppe „Oase“ somit einen temporären Gruppenbereich auf der Außenterrasse des BüZe:

Und was im Sommer relativ regelmäßig passiert: Dann nehmen wir uns eine Kiste und setzen uns raus auf die Terrasse, haben da halt unseren Tisch oder unseren Bereich. Und das ist halt auch angenehm, dass das flexibel machbar ist. (N3, Abs. 48)

Diese temporär angeeigneten und veränderten Räume zeigen exemplarisch, wie die materielle Flexibilität der Zentren gelebter Demokratie unterstützt. Sie ermöglicht vielseitige Formen der Teilhabe, kollektiver Nutzung und unabhängiger Selbstorganisation.

Im Zuge der parallelen Raumnutzung durch unterschiedliche Gruppen entstehen sich räumlich und zeitlich überlagernde „Mikro-Places“. Dabei bilden sich simultane, temporäre Gruppenterritorien, die je nach Bedarf verschieden bespielt werden. So ermöglicht die Multifunktionalität der Zentren, dass in ein und demselben Raum widersprüchliche Nutzungen stattfinden. Diese räumlichen Überlagerungen stellen ein zentrales Grundmerkmal heterotopischer Orte dar (Foucault 1967, S. 324). In ihnen liegt die Gleichzeitigkeit des eigentlich Nicht-Vereinbaren, welche etablierte soziale Abgrenzungen irritiert, herausfordert und aufweicht. Verdeutlicht werden kann die widersprüchliche Gleichzeitigkeit am Beispiel der heterogenen Nutzungen des Veranstaltungssaals im BüZe:

Das hat wieder einen Charme, wenn du da eine Dragshow drin hast, wenn du dort die westafrikanische Diaspora für ihren Gottesdienst drin hast, wenn du da das Obdachlosenfrühstück drin hast, wenn du da aber auch die c/o Pop, großes Ehrenfelder Festival zu Gast hast, oder jetzt die Technoveranstaltung. Das macht es wieder interessant. (B3, Abs. 40)

Die Räumlichkeiten der Zentren werden so zu Nischen sozialer Pluralität und Koexistenz, in denen sonst getrennte Gruppen nebeneinander sichtbar, hörbar und erfahrbar werden. Gleichzeitig entstehen in der Parallelnutzung auch Spannungen: So zeigen Lärmbelastungen zwischen Meditationsgruppen und dem Cafébetrieb im Kulturbunker, dass räumliche Koexistenz konfliktvoll bleibt (N2, Abs. 72). Genau diese örtlichen Reibungen und Aushandlungen betonen jedoch den demokratischen Wesenszug der Zentren. So ko-konstituiert sich der spezifische Place-Making-Prozess in der dynamischen Wechselwirkung zwischen Materialität und Nutzungspraxis (Vogelpohl 2014, S. 69). In ihrer flexiblen und multifunktionalen Materialität schaffen die Zentren responsive Räume, die durch soziale Praktiken belebt, verhandelt und verändert werden.

Befund 2: Materielle Niedrigschwelligkeit

Nach der Place-Theorie resultiert örtliche Materialität aus den sozialen Praktiken, die Orten ihre spezifische Bedeutung verleihen: „*The material topography of a place is made by people doing things according to the meanings they might wish a place to evoke*“ (Cresswell 2009, S. 2). Die materielle Niedrigschwelligkeit der Zentren materialisiert sich sowohl in einer baulichen Offenheit als auch in einer kostengünstigen Preisgestaltung. In diesem Zusammenhang entfaltet sie ein konkretes demokratisches Potenzial, welches maßgeblich die Teilhabemöglichkeiten der Nutzer*innen beeinflusst. So senken günstige oder kostenfreie Angebote wie der Kinderkarneval im Kulturbunker oder der Mittagstisch in Finkenberg finanzielle Zugangshürden. Die gezielte Preispolitik fungiert dabei als aktive Ermöglichungsstruktur: „Sie [eine Nutzerin] geht hier regelmäßig essen im Bürgerzentrum, weil das ja preiswert ist“ (N4, Abs. 84). Die materielle Öffnung vollzieht sich in diesem Sinne als ein politischer Akt, der durch ein inklusives Gesellschaftsverständnis motiviert wird:

Es ist eine Frage von, wie wir als Gesellschaft organisiert sein wollen und wie die Teilhabe ist, dass die Barrieren nicht so hoch sind, in welcher Form auch immer. Und meistens ist es halt das Finanzielle. (B3, Abs. 64)

Somit wird Zugänglichkeit in den Bürgerzentren insbesondere über die materielle Dimension hergestellt. Die materielle Niedrigschwelligkeit der Zentren weist dabei heterotopische Anschlussfähigkeiten auf: So sind Heterotopien stets durch spezifische Zugangsschwellen geprägt (Foucault 1967, S. 325). In diesem Sinne sind die Räumlichkeiten im BüZe bewusst schlicht gehalten, um zu einer Schwellenreduktion beizutragen. Die räumliche Schlichtheit bezweckt dabei eine demokratisierende Wirkung, indem sie gruppenspezifische Markierungen, Identifizierungen und Repräsentationen vorbeugt. So werden die Räume einem möglichst breiten Publikum zur Verfügung gestellt:

Räume, die in ihrer bemerkenswerten Schlichtheit ein bisschen demokratisch wirken, weil sich da alle so ein bisschen gleich fühlen [...], da es für alle irgendwie gleichermaßen nutzbar ist, ohne dass es eine Schwelle schafft. (B3, Abs. 40)

Dieses Zitat verdeutlicht das hohe Bedeutungsmaß der materiellen Gestalt für eine gleichberechtigte Nutzungspraxis. So fördert auch eine offene Architektur die Teilhabe und Begegnung unter Nutzer*innen: Gläserne Saaltüren im BüZe, das verglaste Café im Kulturbunker und der weitläufige Innenhof im Engelshof öffnen durchlässige Übergangszonen zwischen Innen und Außen. Besonders Außenbereiche wie die Terrasse im BüZe schaffen dabei ungezwungene Treffpunkte: „Was am meisten Begegnungen schafft hier von den Räumlichkeiten, ist nicht ein Raum, der mit einer Tür verschlossen ist, sondern ist eigentlich die Terrasse bei uns im Sommer“ (B3, Abs. 4). In diesen Durchgangsräumen kommt es zu ungeplanten und spontanen Begegnungen zwischen Nutzer*innen. Hierauf verweist auch das im Ergebnisteil angeführte Zitat aus dem Engelshof. So lädt der interviewte Nutzer bei spontanen Begegnungen im Innenhof andere Nutzer*innen stets zum Kaffeetreff ein (N1, Abs. 76). Im Sinne Foucaults

geschehen in diesen viel frequentierten Durchgangsbereichen mitunter außergewöhnliche Überlagerungen, die potenziell konfligierende soziokulturelle Zugehörigkeiten punktuell aussetzen (Foucault 1967, S. 324):

[W]ir waren in diesem Foyer, was zum großen Saal führt und standen da gerade zufälligerweise alle gleichzeitig und es war nicht so ein Gefühl von: Oh, [Dragqueen] erschrickt, weil sie eine Frau mit Hijab sieht und Frau mit Hijab erschrickt und die ukrainische ältere Dame erschrickt. (B3, Abs. 46)

Doch beherbergt die Materialität der Bürgerzentren auch ambivalente Bedeutungssphären, die Irritationen, Zugangshürden oder Unsicherheiten auslösen können. Beispielhaft hierfür ist das Gebäude des ehemaligen Luftschutzbunkers: „Wenn man den Bunker an sich hört und weiß, wofür der eigentlich mal da war. Das schreckt natürlich ein bisschen ab“ (N2, Abs. 4). Auch im Gebäude des Engelshofs liegen Ambivalenzen begründet: Einerseits stiftet die Denkmalpflege des historischen Gutshofs lokale Identität, andererseits schränkt sie zugleich Nutzungsmöglichkeiten und Barrierefreiheit ein. Diese in der spezifischen Materialität begründeten Spannungen sind zentral für ein heterotopisches Verständnis der Bürgerzentren. So bewegen sich Heterotopien stets zwischen zwei Polen und können damit auch Exklusionen bedingen (Foucault 1967, S. 326; Vogelpohl 2014, S. 70). In der Gleichzeitigkeit von sozialer Nähe und Distanz sowie von materieller Offenheit und Barriere resultiert Zugänglichkeit in den Zentren als relational und permanent verhandelt. Auch wenn die materielle Niedrigschwelligkeit demokratische Rauman eignung bezweckt, bleibt Materialität weiterhin Gegenstand individueller Wahrnehmungen und Projektionsfläche symbolischer Besetzungen.

Befund 3: Verfügung über Raum

Die Nutzungen in den Zentren manifestieren sich insbesondere in der Verfügung über Raum – konkret, in dessen Nutzung, Gestaltung und Aneignung. Nutzer*innen verfügen temporär über ihnen zugewiesene Räume, in deren Rahmen sie sich selbstständig organisieren. Die wiederkehrende und eigenständige Rauman eignung evoziert dabei stabile Gruppenbildungen und ein Gefühl der Exklusivität: „Wir sind jetzt 40 Leute, da gehen wir in den großen Saal. Da wird die Hälfte zugemacht, da haben wir die für uns. Und da sitzen wir dann immer drin“ (N1, Abs. 22). Die flexible und parallele Selbstorganisation verschiedener Gruppen im Rahmen temporärer Raumbesetzungen erscheint als demokratische Praxis im Alltag der Zentren. So kann sich der Spieletreff im BüZe im Sommer kurzerhand spontan auf die Terrasse verlegen. Die Verfügung über Raum eröffnet damit Handlungsmacht und zeigt, wie Teilhabe örtlich gebunden und bedingt ist. Wird wie im Falle der Ini-Gruppe exklusiver Raum entzogen, entstehen dementsprechend Gefühle des Teilhabeverlusts: „Als wir dann keine Ehrenamtler mehr waren, dann hieß es: Wir haben das Büro donnerstagvormittags immer und nachmittags ist da jetzt auch jemand anderes drin“ (N4, Abs. 51). Hier verhindert zudem die Größe des Büros die Aufnahme neuer Gruppenmitglieder, was die räumliche Bedingtheit von Teilhabe noch einmal prägnant illustriert.

In den Bürgerzentren erwirkt die Verfügung über Raum symbolische Aneignungen – etwa durch sichtbare Gruppenfotos im Foyer oder durch etablierte Gruppenräume. Beispielhaft für diese gruppenspezifischen Aneignungen sind Bezeichnungen wie „unser Eckzimmer“ (N3, Abs. 20) oder „Ini-Büro“ (N4, Abs. 17). Die symbolischen Raumverankerungen erzeugen einerseits kollektive Sichtbarkeit und Anerkennung, können aber gleichzeitig auch subtile Exklusion hervorrufen. So lässt die Spielegruppe im BüZe die Tür bewusst geöffnet, um potenziell neuen Interessenten den Eintritt zu erleichtern:

Wenn wir im Eckzimmer sind, haben wir die Tür auf, damit man das mitbekommt. Gerade auch neue Leute, weil man traut sich ja vielleicht auch nicht immer so in Räumlichkeiten direkt reinzugehen. (N3, Abs. 60)

Die offene Tür wird hier zum Symbol von Zugänglichkeit, in dem sich ambivalente, heterotopische Merkmale erkennen lassen (Foucault 1967, S. 326). In Heterotopien werden gesellschaftliche Ordnungen gespiegelt, herausgefordert und reproduziert. Damit sind sie gleichzeitig inklusive als auch exklusive Orte, in denen Zugehörigkeit und Zugang konstant hergestellt und verhandelt wird (ebd., S. 325f.). In der kollektiven Verfügung, Gestaltung und Aneignung von Raum liegt dabei ein zentrales demokratisches Potenzial der Bürgerzentren. Wie im Ergebnisteil dargestellt, identifiziert die Leitung im BüZe diese gleichermaßen ermöglichte Raumvergabe als zentrale Voraussetzung für die gegenseitige Akzeptanz der heterogenen Nutzer*innengruppen (B3, Abs. 56). Die Zentren ermöglichen damit eine alltägliche Teilhabepaxis, in der physischer Raum zu einem politischen Medium symbolischer Anerkennung, zivilgesellschaftlicher Selbstorganisation, kollektiver Aushandlung und sozialer Sichtbarkeit wird. Place-Making vollzieht sich in diesem Sinne in temporären Aneignungen, um „Räume aktiv nach den eigenen Bedürfnissen zu verändern“ (Schmidt & Vogelpohl 2022, S. 20). So resultiert die Bereitstellung von Raum in Praktiken gelebter Demokratie, in deren Zuge Grenzen und Bedingungen von Offenheit und Zugehörigkeit kontinuierlich verhandelt werden. Mit Blick auf die Place-Theorie zeigt diese Perspektive, dass Orte nie neutral sind, sondern sich stets im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen, Deutungen und Zugänge bewegen und damit Machtverhältnisse widerspiegeln (Cresswell 2004, S. 12; Gulfira Akbar & Edelenbos 2021, S. 3; Le Xuan 2022, S. 2; Vogelpohl 2014, S. 73).

b) Soziale Dimension

Befund 1: Dynamische Routinen und Teilhabemuster

Die soziale Dimension von Place zeigt sich besonders in den alltäglichen Nutzungspraktiken vor Ort. Eine Vielzahl an Nutzer*innen prägt die Zentren kontinuierlich durch ihre Präsenz, wiederkehrende Routinen, soziale Beziehungen sowie durch räumlich-soziale Interaktionen (Cresswell 2004, S. 36; Lombard 2014, S. 13). Dieses dynamische, sich in Teilen wiederholende „Place Ballet“ (Seamon 2021) strukturiert und formt das Ortsgeschehen maßgeblich. In dieser Perspektive erscheinen die Kölner Bürgerzentren als ein stabiles und zugleich wandelbares Geflecht sozialer Bewegungsmuster und Alltagspraktiken, das aktiv von den Nutzer*innen mitgestaltet wird. Dabei entstehen soziale Gebilde und

Beziehungen durch fortlaufende, routinierte Nutzungen, welche die Zentren einerseits stabilisieren und andererseits stetig verändern. Im Bürgerzentrum Finkenbergring trägt die Ini-Gruppe so seit Jahrzehnten durch ihre regelmäßigen Treffen zu sozialer Kontinuität und einer stabilen räumlichen Rhythmisierung bei. Auch der Kaffeetreff im Engelshof etabliert durch seine wöchentlichen Zusammenkünfte eine Alltagsroutine im Zentrum: „So geht das dann jede Woche. [...] Das ist normal so seit fünf Jahren jetzt“ (N1, Abs. 60). Gleichzeitig bedingen Fluktuation und spontane Teilhabe immer wieder punktuelle Ereignisse. Die dynamische Partizipation erwirkt beständig neue Routinen, soziale Zusammensetzungen und Bewegungsmuster, die das soziale Gefüge in den Zentren kontinuierlich verändern: „Da gibt es Initiativen, die kommen und gehen“ (B1, Abs. 46). Die Gleichzeitigkeit von Stabilität und Wandel dynamisiert dabei einen abwechslungsreichen Zentrumsalltag, der wiederum neue Nutzungsmuster motiviert. In diesem Zusammenhang erzählt eine Nutzerin, wie sie neben der Spielegruppe im BüZe auch andere Angebote spontan wahrnimmt: „Dann guckt man halt, was es da vielleicht im Anschluss gibt. Dann bleibt man ein bisschen länger und guckt sich auch andere Dinge an“ (N3, Abs. 36).

Das vielfältige, dynamische Ortsgeschehen führt nicht automatisch zu einer erhöhten Teilnahme an anderen Formaten. So schafft die hohe Raumdynamik zwar eine Vielzahl möglicher Zugänge und Schnittstellen, doch entstehen vielmehr parallel stattfindende „Mikro-Places“. Zu Überschneidungen zwischen Gruppen kommt es daher meist nur im Zuge zentral organisierter Vernetzungsmöglichkeiten wie Gruppenfahrten, Besuche von Weihnachtsmärkten oder Veranstaltungen. So bedingen routinierte und gruppen-spezifische Gewohnheitsnutzungen, dass andere Formate und Gruppen unbekannt bleiben:

Angebote, die an anderen Tagen stattfinden, die kenne ich gar nicht so gut, weil ich nicht täglich vor Ort bin. Und das sieht man aber dann mal, wenn man auf Märkten ist: Was wird denn noch hier so im Haus gemacht? (N3, Abs. 36)

Doch ermöglicht die Fluidität der eigenen Nutzung selbstbestimmte und individuelle Routinen. So berichtet eine Nutzerin mit Blick auf die Teilnahme an der Spielegruppe: „Man ist da sehr unabhängig und flexibel und das finde ich sehr schön“ (N3, Abs. 18). Auf diese Weise bilden sich in den Zentren informelle Gruppen und Netzwerke, die ohne formelle Mitgliedschaften und Verpflichtungen auskommen. Dabei bleiben soziale Strukturen durchlässig und individuelle Teilhabeformen möglich: „Man ist jetzt kein Vereinsmitglied und zahlt Beiträge und muss dann auch wirklich erscheinen, sondern man weiß, wann die Termine sind und man kann hingehen“ (ebd., Abs. 10). Dem Prinzip der Freiwilligkeit folgen hochdynamische Teilnahmemuster. Die resultierende Fluktuation wird dabei mitunter zu einer sozialen Ressource für die Nutzer*innen: „Durch die Fluktuation: Man lernt immer neue Menschen kennen. Das ist das Schöne, dass ich keinen großen Aufwand betreiben muss“ (ebd., Abs. 46). Die selbstbestimmte Teilhabe in den Zentren erlaubt verschiedene Modi der Partizipation, die von aktiver Mitgestaltung bis zum bloßen Dabeisein reichen. Deutlich wird dies am Beispiel einer Tanzveranstaltung im Engelshof, die größtenteils von älteren Besucher*innen aufgesucht wird: „Die meisten wollen das nicht, weil sie nicht tanzen wollen, aber man kann sich ja dabei setzen“ (N1, Abs. 72).

Im Sinne Foucaults (1967) werden in diesen durchlässigen und dynamischen Gruppenstrukturen alternative soziale Ordnungen erlebbar. Anders als andere institutionalisierte Räume wie Sportvereine oder Musikschulen verlangen Bürgerzentren keine Mitgliedschaft, Leistungserbringung oder reglementierte Teilnahme. Sie ermöglichen vielmehr eine Gleichzeitigkeit von aktiver Teilhabe und Rückzug. Damit eröffnen die Zentren sowohl durchlässige Zugänge zu sozialen Netzwerken als auch selbstbestimmte Teilhabeformen. Die „Rein-Raus“-Metapher, wie sie von einer interviewten Nutzerin im Kulturbunker formuliert wird, bringt diese Durchlässigkeit auf den Punkt. Mit Blick auf ihr gleichzeitiges Engagement im Vorstand beschreibt sie ein rollenfluides Teilhabemuster, das eine aktive Partizipation im Zentrum erlaubt: „Nur so kann man ja sehen: Wo sind die Fehler und wo nicht? Sonst ist das so ein ‚Rein Raus‘ und man kriegt wenig mit“ (N2, Abs. 94). In diesem Sinne eröffnen die Bürgerzentren perspektivenerweiternde Teilhabemöglichkeiten, die ein gestaltendes Eintauchen in die Zentrumsstruktur erlauben. Durch ihre Durchlässigkeit und Hierarchiefreiheit ergeben sich somit partizipative Zugänge sowie dynamische und multiple Teilhaberrollen, die von passiver Nutzung bis hin zur aktiven Gestaltung reichen. Gerade hierin liegt die heterotopische Qualität der Zentren: In ihren Räumen koexistieren unterschiedliche Nutzungsrhythmen und Rollen, die sich mitunter auch überschneiden. Dabei weisen sie sowohl zeitliche Brüche als auch alternative Teilhaberegeln auf, die einer anderen Ordnung folgen (Foucault 1967, S. 324f.). Im Sinne von Seamons (2021) „Place Ballet“ entsteht in den Zentren so ein sozialer Raum, der durch routinierte Wiederholungen, dynamische Bewegungen und situative Ereignisse kontinuierlich geprägt und neu geformt wird. In diesem Zuge werden die Zentren zu Erfahrungsräumen gelebter Demokratie, in denen selbstbestimmte Teilhabe, Routinen und Rollen verhandelbar bleiben.

Befund 2: Soziale Vielfalt und Aushandlungen

Die Theorie betrachtet Place als ein „Objekt alltäglicher sowie politischer Auseinandersetzungen“ (Vogelpohl 2014, S. 62). Dieses Verständnis verkörpern die Kölner Bürgerzentren, indem soziale Differenz in ihrem Rahmen sichtbar gemacht, gelebt sowie aktiv verhandelt wird. Die Anwesenheit vielfältiger Nutzer*innengruppen – von Senior*innen über migrantische Communities bis hin zu Kindergruppen – erzeugt ein produktives Spannungsverhältnis, das sowohl emergente soziale Prozesse als auch potenzielle Reibungen erwirkt. Diese räumlich-soziale Überlagerung unterschiedlichster Gruppen verweist auf heterotopische Qualitäten. Heterotopien bündeln verschiedene gesellschaftliche Ordnungen und Zeitlogiken räumlich, ohne sie dabei aufeinander zu reduzieren. In diesem Sinne sind sie in der Lage, „mehrere reale Räume, mehrere Orte, die eigentlich nicht miteinander verträglich sind, an einem einzigen Ort nebeneinanderzustellen“ (Foucault 1967, S. 324). Wie die Leitung des BüZe formuliert, ist das Zentrum dadurch „mehr als die Summe seiner einzelnen Teile“ (B3, Abs. 8). Dabei gründet sich heterotopisches Potenzial auch in den sozialen Praktiken, Interaktionen und Strukturen, welche sich überhaupt erst durch die spezifische räumliche Gestaltung der Zentren bilden (Vogelpohl 2014, S. 69). Scheinbar unvereinbare Gruppen treten hier in eine räumliche Beziehung: Etwa eine Dragqueen, eine ukrainische

Geflüchtete und eine Frau mit Hijab im Foyer des BüZe (B3, Abs. 46). Damit weisen die Zentren eine heterotopische Gleichzeitigkeit auf, in der das heterogene Miteinander des sonst Getrennten zum Normalfall wird. So finden Dragshows, religiöse Veranstaltungen und Selbsthilfegruppen alltäglich und in unmittelbarer Nähe zueinander statt. Diese soziale Heterogenität aufgreifend reflektiert eine Nutzerin:

Das finde ich etwas Positives, dass du denkst: Hier darf jeder sein und es ist irgendwie okay. Das ist das, was mir sehr auffällt und es nicht limitiert auf eine Personengruppe, die da besonders heraussticht. (N3, Abs. 34)

Vor diesem Hintergrund müssen die Zentren als komplexe Geflechte verstanden werden, die sich aus vielfältigen sozialen Gruppen und Bedeutungssphären zusammensetzen. Damit materialisieren die Bürgerzentren ein relationales Ortsverständnis im Sinne Foucaults: "Wir leben vielmehr in einer Menge von Relationen, die Orte definieren, welche sich nicht aufeinander reduzieren und einander absolut nicht überlagern lassen" (1967, S. 320). Ob bei Spielenachmittagen, Chorproben oder Kulturveranstaltungen – unterschiedliche Gruppen und Lebenswelten begegnen sich vor Ort, ohne einander dabei anzugleichen. So koexistieren in den Zentren teils widersprüchliche und divergierende Nutzungen, Identitäten und Bedeutungssphären, die jedoch allesamt gleichermaßen zur Ortsprägung beitragen. Hierdurch entsteht eine responsive Ambiguität, in deren Zuge die Bürgerzentren permanent verhandelt und angeeignet werden. Im Kulturbunker beobachtet die Leitung diese Aushandlungen beispielhaft im Kontext mehrsprachiger Veranstaltungen:

Die sprechen dann türkisch, die sprechen dann deutsch, die sprechen dann kurdisch, die sprechen dann Farsi. Da ist immer irgendjemand, der irgendwas nicht versteht. Und das ist die Mehrheitsgesellschaft nicht gewohnt. Die denken immer: ‚Alles, was gesagt wird, muss ich verstehen‘. (B2, Abs. 44)

Mit Blick auf heterotopische Wirkweisen erscheint die hier dargestellte Irritation als Spiegel sozialer Normen der Mehrheitsgesellschaft (Foucault 1967, S. 321). Gerade die ungewohnte, verunsichernde Erfahrung des Nicht-Verstehens erwirkt dabei individuelle Reflexions- und Lernprozesse im Umgang mit Differenz. So tragen die Zentren als kollektiv genutzte Quartiersorte heterogener Nutzer*innen zur Normalisierung eines pluralen Miteinanders bei. Diese Haltung zeigt sich bildhaft bei einer Nutzerin im Kulturbunker: „Klar, da sind die bulgarischen Menschen, die da auch zusammenkommen und ihre Kartenspiele spielen. Aber die gehören dazu, die tun ja keinem was“ (N2, Abs. 36). Gerade das Aufeinandertreffen verschiedener sozialer Welten verweist dabei auf heterotopisches Potenzial. So sind Bürgerzentren zentrale Anlaufstellen und Treffpunkte für „unterschiedlichste Generationen, ganz unterschiedliche Menschen, die unterschiedlich leben“ (N3, Abs. 56). Hierbei eröffnen sich Erfahrungsräume sozialer und kultureller Diversität, in denen Unterschiedlichkeit als inspirierend und bestärkend empfunden wird: „Es ist so befruchtend! Man kommt irgendwie zusammen. Das finde ich sehr schön“ (ebd.)

Doch folgt auf Differenz nicht immer Harmonie und Bestätigung: Mitunter entstehen Spannungen, wenn heterogene Gruppen und Nutzungen aufeinandertreffen. Diese konfligierende, räumlich-soziale Überlappung ist Bestandteil eines reflektierten und aushandelnden Place-Makings:

Die ältere Frau, die zum Umsonstladen will, die sieht einen wohnungslosen Menschen, der da mit seinem Hund ist und hat da irgendwie ein bisschen Angst und traut sich vielleicht nicht, zu dem Umsonstladen zu gehen. Wie geht man damit um? (B3, Abs. 18)

In der reglementierenden Aushandlung lassen sich Heterotopie-theoretische Anschlüsse erkennen. Als ambivalente Orte sind die Bürgerzentren zugleich Räume der Inklusion und Exklusion sowie der Offenheit und Schwelle (Foucault 1967, S. 325f.; Vogelpohl 2014, S. 70). Zwar öffnen sie gezielt Räume für marginalisierte Gruppen, doch bleiben gesellschaftliche und strukturelle Barrieren weiterhin bestehen. Mit Blick auf die ungleiche Teilhabe von Nutzer*innen reflektiert die Leitung im BüZe: „Es ist auch schon immer kulturelle Prägung, dass man sich Beschwerden kann oder sagt: ‚Ich kann da irgendwie was verändern und ich will was“ (B3, Abs. 34). Dennoch liegt genau in der Ambivalenz der Zentren ein zentrales transformatives Potenzial. In der räumlichen Bündelung von Differenz werden alltägliche Erfahrungen eines pluralen urbanen Miteinanders und sozialer Konfrontation ermöglicht, die demokratische und mitunter konfligierende Aushandlungen provozieren. Dabei lässt sich die sozial-räumliche Koexistenz verschiedener Gruppen, Identitäten und Praktiken als Resultat emergenter Place-Making-Prozesse erfassen. Sie wird zu einem prägenden Ortscharakteristikum, in deren Zuge sich die Bürgerzentren als reale, alltagsnahe und konfliktfähige Erfahrungsräume gelebter Demokratie erweisen.

Befund 3: Sozialsensible Offenheit

Nach dem kritischen Place-Verständnis reflektieren Orte gesellschaftliche Machtverhältnisse und Aushandlungen, die über den Zugang bestimmter sozialer Gruppen entscheiden (Vogelpohl 2014, S. 73). Vor diesem Hintergrund erscheinen Bürgerzentren als Orte, die Offenheit wertegeleitet und bedingt regulieren. Die normativ begründeten Grenzziehungen knüpfen dabei an ein Heterotopie-Verständnis an, das auf spezifischen Öffnungs- und Schließsystemen fußt (Foucault 1967, S. 325). So ziehen Bürgerzentren zum Schutz marginalisierter Gruppen und demokratischer Prinzipien bewusste Grenzlinien, wodurch eine grundsätzliche Offenheit durch normative Filter moduliert wird. Das eigene Selbstverständnis bedingt somit die Vereinbarung von Regeln und Sanktionen mit Blick auf konfligierende Nutzungen: „Wir sehen dich hier, es ist völlig in Ordnung, wenn du dich hier aufwärmst, aber wenn du hier Drogen verkaufst, müssen wir die Polizei rufen, wir sind hier eine Jugendeinrichtung“ (B3, Abs. 18). Gleichzeitig äußert sich die regulierte Offenheit in einer gezielt diskriminierungssensiblen Raumpraxis, die gewisse Gruppen integriert und andere wiederum abweist. So erfordert die Koexistenz unterschiedlicher Gruppen eine sensible Zugangsregulierung: „Dort, wo du unterschiedliche Gruppen hast, die [...] hier auch einen ‚Safe Space‘ wahrnehmen, ist die Gefahr groß, dass du diesen Safe Space kaputt machst“ (ebd., Abs. 16). Die Regulierungspraktiken markieren die Zentren somit als politische Orte, in denen Teilhabe wertebasiert verhandelt wird. Place-Making wird hier zu einem responsiven Prozess, in dessen Zuge Offenheit dialogisch mit der Notwendigkeit von Schutz und Abgrenzung ausbalanciert wird. Hausordnungen und strikte Zugangsverwehungen gegenüber rechtsextremen Gruppen wie der AfD zeigen beispielhaft das solidarisch-inklusive Gesellschaftsverständnis der Zentren:

Das ist der emanzipatorische Ansatz: Die Freiheit des Einzelnen hört da auf, wo die Freiheit des Nächsten eingeschränkt wird. Und das geht nicht, dass ‚Lebensschützer‘ andere Eltern, die da eine andere Haltung zu haben, niedermachen. (B1, Abs. 36)

Die ambivalente Öffnungspraktik konstituiert die Bürgerzentren als Heterotopien: Sie spiegelt gesellschaftliche Normkämpfe wider und ermöglicht zugleich deren Verhandlung in einem konkreten örtlichen Kontext. Damit ist die selektive Offenheit Ausdruck einer reflexiv-verhandelnden Steuerung, in der demokratische Werte räumlich erlebbar werden.

c) Symbolische Dimension

Befund 1: Emotionale Ortsbindung durch Mitgestaltung und Wertepaxis

Die emotionale Qualität der Kölner Bürgerzentren markiert einen zentralen Befund. Die Bereitstellung von Raum und Ressourcen eröffnet Aneignungsmöglichkeiten, Alltagsroutinen und soziale Beziehungen, die individuelle emotionale Bindungen erwirken. Etablierte Formate wie der Kaffeetreff, die Oase-Spielegruppe oder das Gedächtnistraining der Ini-Gruppe stiften Kontinuität, fördern Gemeinschaft und vermitteln Zugehörigkeit. Dabei wird der bereitgestellte Raum zum identitätsstiftenden Bezugspunkt der jeweiligen Gruppe, was sich unter anderem in kollektiven Selbstbezeichnungen niederschlägt („Ini-Büro“, „Eckzimmer“, „Clübchen“). Aus theoretischer Perspektive erwirkt die räumliche Namensgebung dabei symbolische sowie kollektive Anerkennung: „*[To] name a place is to give explicit recognition, that is, to acknowledge it at the conscious, verbalizing level*“ (Tuan 1975, S. 153). Die Zentren werden in diesem Zuge zu vertrauten und bedeutsamen Alltagsorten, in denen sich Nutzer*innen emotional verankern: „Es gehört tatsächlich zu meinem Alltag und es ist gar nicht mehr so, dass ich da so aktiv drüber nachdenke“ (N3, Abs. 54). Mitunter werden sie gar zu einem festen Bestandteil der eigenen Biografie. In diesem Zusammenhang sprechen Nutzer*innen von einer „zweiten Heimat“ (N4, Abs. 100). Theoretisch lässt sich die entstehende emotionale Bindung als „Place Attachment“ (Seamon 2021) fassen. Sie beschreibt jene subjektive Ortsverbundenheit, die ein breites Gefühlsspektrum evozieren kann: „*appreciation, pleasure and fondness to concern, responsibility and deep love*“ (Seamon 2021, S. 40). Diese emotionale Bandbreite zeigt sich auch in den geführten Interviews. So nehmen die stabilen Gruppen einen hohen persönlichen Stellenwert für die Nutzer*innen ein: „Der Dienstagclub ist für mich das Beste, was es gibt“ (N1, Abs. 102). Das ritualisierte kollektive Handeln und die damit einhergehende Stabilisierung sozialer Beziehungen erzeugt emotionale Bindung, wodurch die Bürgerzentren zu identitätsstiftenden und selbstwirksamkeitsgebenden Ankerorten werden. Diese Beziehungsentwicklung gründet sich besonders im langjährigen Engagement vor Ort: „Dann haben wir 24 Jahre Ehrenamt gemacht und ohne Bürgerzentrum könnte ich mir mein Leben gar nicht vorstellen. Ich komme unheimlich gerne nach hier“ (N4, Abs. 37). In Übereinstimmung mit Ruggeri (2021) entsteht Place Attachment damit vor allem durch aktive Beteiligung und gemeinsame Praxis (ebd., S. 246). Dabei wirkt emotionale Ortsbindung wiederum als Motor für nachhaltiges Engagement und Gemeinschaftsbildung: „*[P]lace*

attachment, is what makes us feel that we are part of a place and that we belong. It gives us a desire to live in it, invest in it and share that experience with others“ (Hes & Hernandez-Santin 2020, S. viii).

Die Erfahrung von Selbstwirksamkeit im Zuge örtlichen Engagements entfaltet eine besondere Wirkung, wie sowohl Interviews mit Nutzenden als auch mit Betreibenden zeigen. Eine Nutzerin veranschaulicht in diesem Zusammenhang prägnant die gegenseitige Bestärkung und emotionale Verbundenheit in der Gruppe sowie den Stolz dazuzugehören: „Das ist wie so ein Zuhause, wir sind alle zusammen da und machen was Tolles. Und es ist schön, dazuzugehören und auch mitzugestalten“ (N2, Abs. 20). Nutzer*innen erfahren Selbstwirksamkeit und Bestätigung durch die Möglichkeit der örtlichen Mitgestaltung. Das Zentrum wird so zu einem Ort, in dem sie sich selbst widerspiegeln: „Dass ich da Spuren hinterlassen habe: Durch den Chor, durch die Newroz-Veranstaltungen mit den Kindern und auch durch den Kinderkarneval und durch das gemeinschaftliche Kochen der Suppe“ (ebd., Abs. 54). Dabei verweist die Wechselwirkung von emotionaler Bindung, kollektiver Raumeignung und individuellem Engagement auf das demokratische Potenzial der Bürgerzentren. In der alltäglichen Verfügung über Raum manifestieren sich soziale Teilhabe und kollektives Handeln als informelle Praktiken gelebter Demokratie. Die mannigfaltigen emotionalen, symbolischen und sozial-räumlichen Aneignungen verändern dabei kontinuierlich die Gestalt und Bedeutungswelten der Bürgerzentren. Hier zeigt sich responsives Place-Making als wechselwirkender Prozess, in dessen Zuge sich die Zentren durch soziale Beziehungen, symbolische Raumeignungen und Partizipation bilden und gleichzeitig emotional auf ihre Nutzer*innen zurückwirken.

Die Zentren werden als bedeutsame Orte erlebt, denen Dankbarkeit und Wertschätzung entgegengebracht wird. Diese Perspektive gilt besonders für jene, die im städtischen Alltag sonst wenig Teilhabe erfahren: „Ich bin da sehr dankbar für [...], weil sie eben auch für Leute, die es schwerer haben, sehr wichtige Begegnungsorte sein können“ (N3, Abs. 54). So wird das BüZe als ein besonderer Ort der „gelebten Inklusion“ geschätzt:

Menschen mit Behinderung sind in der Gesellschaft leider nie so mitgedacht, wie man sich wünschen würde. [...] Und das sind halt die Orte, wo es [Inklusion] gelebt wird. Und das gewinnt man dann lieb, weil man denkt, wenn viel mehr Orte auf der Welt so wären, wäre die Welt ein besserer Ort. (N3, Abs. 54)

Das Zitat verweist auf eine emotionale Ortsbindung, die in der unterstützenden und empowernden Wertschätzung des Zentrums begründet liegt. Nutzer*innen identifizieren sich mit den örtlich vermittelten Werten und erfahren hier Sichtbarkeit. So zeigen die Bürgerzentren auf, wie eine andere, inklusivere Stadtgesellschaft aussehen könnte, indem sie bestehende Ausgrenzungsmechanismen aktiv aushebeln. Dieses utopische Potenzial wird im Alltagsbetrieb der Zentren konkret freigesetzt und erlebbar: Beispielsweise im Rahmen der inklusiven Spielegruppe für Menschen mit und ohne Behinderung im BüZe. Die Zentren eröffnen gezielt neue Räume für gesellschaftlich marginalisierte Gruppen und fungieren

damit als „Kosmos“ sozialer Teilhabe. In diesem Zuge erweitern sie individuelle Handlungsspielräume und schaffen Raum für Begegnung: „Es gibt viele Leute, die kennen nur ihren Kosmos: Sie gehen arbeiten in die Behindertenwerkstatt, gehen ins Wohnheim und das war's!“ (N3, Abs. 60). Die Bürgerzentren nehmen damit eine gesellschaftliche „Vorbildfunktion“ (ebd.) ein, indem sie ein wertegeleitetes und koexistentes Miteinander abbilden und Differenz als soziale Ressource begreifen. Damit erfüllen sie eine heterotopische Funktion im Sinne Foucaults (1967). Sie reflektieren gesellschaftliche Ausschlüsse und schaffen Räume, in denen soziale Teilhabe selbstverständlich wird. Im städtischen Alltag wird der Zentrumskontext so zu einem heterotopischen und emotional bedeutsamen „Mikrokosmos“ (Foucault 1967, S. 324). Als stabile Ermöglichungsinfrastrukturen bilden sie eine offene Gegenwelt zu exklusiven Stadträumen. Die besondere Bedeutung der Zentren gründet sich gerade in dieser vermittelten und erlebten Alltäglichkeit von Inklusion. In der Reflexion gesellschaftlicher Konfliktlagen liegt somit die bewusst gegenläufige Normalisierung und Integration sozialer Differenz in den Zentren begründet. Hier zeigt sich ein responsives Place-Making, welches sensibel auf sozialräumliche Bedürfnisse reagiert und Teilhabe durch die Bereitstellung von Infrastruktur unterstützt.

Befund 2: Atmosphärische Resonanz

Die Kölner Bürgerzentren beherbergen eine besondere atmosphärische Qualität, die sich im alltäglichen, wertegeleiteten Miteinander verdichtet. Dadurch entsteht ein Raumklima, das Nutzer*innen als „warmherzig, liebevoll, willkommen“ (N2, Abs. 6) oder „angenehm“ (N3, Abs. 54) beschreiben. Die Zentren transportieren atmosphärische Geborgenheit, die Nutzer*innen in der Wahrnehmung von Offenheit und Nähe verankern: „Offen trifft es gut, weil man willkommen ist. Das erlebe ich tatsächlich“ (ebd., Abs. 42). In dieser Perspektive wird die besondere Atmosphäre der Zentren durch die spezifischen sozialen Dynamiken hervorgerufen. Eine Leitung betont in diesem Zusammenhang: „Ich denke, über die Gestaltung hinaus ist es, dass eigentlich die Menschen, die Atmosphäre schaffen, nicht die schönen Wände [lacht]“ (B2, Abs. 12). Die erlebte Raumqualität entsteht somit primär emergent durch das soziale Orts-geschehen. Dabei nehmen Nutzer*innen atmosphärische Veränderungen sensibel wahr: „Früher war hier Rambazamba, jetzt ist es beschaulicher geworden“ (N4, Abs. 92).

Im Sinne Hartmut Rosas (2016) lassen sich die Kölner Bürgerzentren damit als Resonanzräume verstehen, die berührende Mensch-Umwelt-Beziehungen erzeugen (ebd., S. 633). Sie sind Orte, an denen sich Nutzer*innen gesehen, verstanden und eingebunden fühlen. Die wechselseitige Ort-Mensch-Beziehung erwirkt dabei individuelle Veränderungsprozesse – beispielsweise durch selbstbestätigende Erfahrungen des sozialen Kontakts: „Man kann sich gegenseitig anlächeln, auch teilweise begrüßen und ohne Scheu miteinander reden, ohne dass man Angst hat. (...) Ganz offen, so frei, wie man ist!“ (B2, Abs. 48). Das wiederkehrende Erleben sozialer Nähe und Akzeptanz prägt die subjektive Wahrnehmung der Bürgerzentren. Dieser Zusammenhang lässt sich mit Blick auf das Konzept „Sense of Place“ (Cresswell 2009) erklären. So hat die regelmäßige Raumpraxis einen bedeutenden Einfluss auf die spezifische

Ortswahrnehmung: „*The sense we get of a place is heavily dependent on practice and, particularly, the reiteration of practice on a regular basis*“ (Cressell 2009, S. 2). Die subjektive Ortswahrnehmung bildet sich dabei im Zusammenspiel der materiellen, sozialen und symbolischen Dimension (Diestelkamp 2020, S. 18). In den Bürgerzentren spielen somit Räumlichkeiten, das Zentrumsleben, Nutzungsrituale und subjektive Bedeutungszuschreibungen eine bedeutende Rolle für das spezifische Ortserleben. Eine Nutzerin beschreibt: „Es ist ein Haus, das lebt. Und das finde ich eigentlich eher schön, dass man so ein bisschen was mitbekommt!“ (N3, Abs. 60). Dabei transportieren die Zentren ein schwer fassbares, aber dennoch subjektiv spürbares Ortsgefühl: „Es fehlen viele Worte, weil einfach diese Zufriedenheit da ist. Es ist einfach nur ‚Wow!‘“ (N2, Abs. 84). Die Zentren lösen somit berührende Resonanzmomente aus, die Nutzer*innen durch unmittelbare Erfahrung wahrnehmen: „Das muss man einfach erleben!“ (ebd.). Das spezifische Ortserleben manifestiert sich dabei in körperlich-sinnlichen Erfahrungen. Nutzer*innen berichten von berührenden Resonanzmomenten, die nur durch das unmittelbare Erleben vor Ort zugänglich sind: „Das muss man einfach erleben!“ (ebd.). So spricht die Nutzerin gar vom „Genuss des Kulturbunkers“ (ebd., Abs. 64). An diese Perspektive anknüpfend, erzeugen gemeinschaftliches sowie körperliches Erleben von Musik, Bewegung und Freude resonante Erfahrungen im Miteinander. Ein Nutzer berichtet dahingehend von einer selbstinitiierten Karnevalsveranstaltung für die Mitglieder des Kaffeetreffs: „Die haben getanzt und das hat denen so Spaß gemacht! Und wenn ich sehe, dass die sich freuen, dann macht mir das auch Spaß!“ (N1, Abs. 42). Die Erfahrung von Selbstwirksamkeit ist dabei zentral für entstehende Resonanz: Als bedeutsam empfundene Handlungen wie die Gründung des interkulturellen Chors im Kulturbunker, mitorganisierte Sommerfeste in Finkenberg oder die Karnevalsaktion im Engelshof erzeugen resonante Mensch-Umwelt-Erfahrungen. Im Zuge dieser Aktivitäten und sozialen Praktiken wird transformatives Potenzial freigesetzt, welches die Zentren einerseits prägt und andererseits auf die Nutzer*innen zurückstrahlt: „*As people construct places. Places construct people*“ (Holloway & Hubbard 2001, S. 7). Damit werden die Bürgerzentren zu responsiven und atmosphärisch räsionierenden Orten.

Die örtliche Rückwirkung zeigt sich besonders in resonanten Selbst- und Gemeinschaftserfahrungen. So reflektiert eine „Oase“-Besucherin im BüZe: „Es macht einen selbstbewusster, weil man einfach man selbst sein darf“ (N3, Abs. 58). Eine andere Nutzerin beschreibt weiterführend, wie sie im Kulturbunker bei Lesungen oder Konzerten mit anderen Besucher*innen in Verbindung tritt: „Man ist nicht so alleine mit Gedanken, den Emotionen oder mit dem Erlebten“ (N2, Abs. 46). In diesen kollektiv geteilten Ortserfahrungen der sozialen Anerkennung und gelebten Gemeinschaft entsteht Resonanz. Damit werden die Bürgerzentren zu atmosphärischen Resonanzräumen, die Erfahrungen eines gelingenden Miteinanders eröffnen. Sie entfalten ihre Strahlkraft dabei insbesondere dort, wo in den Zentren soziale Differenz sichtbar und erlebbar wird. In dieser alltäglichen Raumpraxis erscheint das „Andere“ keine Abweichung, sondern als integrierter Bestandteil des sozialen Miteinanders. Wie eine Leitung in diesem Zusammenhang formuliert: „Man sollte keine Angst davor haben, dass etwas anders ist [...]. Das zeigen

wir und leben wir auch hier“ (B2, Abs. 44). Die resonanten Erfahrungen tragen eine heterotopische Qualität im Sinne Foucaults (1967). So manifestiert sich der normabweichende Vielfaltsanspruch in der örtlichen Raumpraxis und wird atmosphärisch vermittelt: „Das kriegen die [Besucher*innen] mit, dass das Haus so divers ist. Das müssen wir nicht explizit [sagen]“ (B2, Abs. 24). Die in den Bürgerzentren gelebte Differenz erzeugt eine wertauthentische Atmosphäre, die individuelle Teilhabe und kollektives Miteinander fördert. Dabei werden alltägliche Begegnungen heterogener Nutzer*innen jenseits gesellschaftlicher Normierungszwänge zu resonanten Gegen-Erfahrungen. In Abgrenzung zu anderen Stadtorten gründet sich in ebenjenem Erleben von Akzeptanz die heterotopische Besonderheit der Zentren:

Das erlebe ich im Kulturbunker schon mal gar nicht. Da muss ich nicht aufpassen: ‚Oh Gott, was sage ich jetzt? Oder was für eine Sprache benutze ich jetzt?‘, sondern kann so sein, wie ich bin. (N2, Abs. 20)

Auch im Zuge der kollektiven Raumpraxis werden Gegen-Erfahrungen hervorgerufen. Beispielsweise verlagert sich im BüZe die Spielegruppe im Sommer auf die Terrasse, wodurch das heterogene soziale Nebeneinander vor Ort räumlich sichtbar wird: „Man sitzt draußen und es sitzen auch noch andere auf der Terrasse. [...] Es ist wirklich gelebte Inklusion!“ (N3, Abs. 60). So eröffnen die Zentren alternative Erfahrungen sozialer Offenheit und Differenz. Jenseits stigmatisierender Zugangsbarrieren werden sie damit zu urbanen Erfahrungsräumen eines anderen urbanen Miteinanders. Eingebettet in den dominanten städtischen Kontext werden sie dabei zu Heterotopien im Sinne Foucaults (1967), indem sie unmittelbare sozialräumliche Problemlagen vor Ort kritisch reflektieren (ebd., S. 320f.). Gerade in der Irritation gesellschaftlicher Normen liegt das heterotopische Potenzial der Zentren, da sie heterogene Selbstverständlichkeit vermitteln, wo sonst Anpassungsdruck herrscht. Die hierin begründeten Erfahrungen von Resonanz wirken dabei transformierend auf jene, die den dominanten Stadtraum als exklusiv erleben. In ihrer Alltäglichkeit zeichnen die Zentren damit erfahrbare gesellschaftliche Gegenentwürfe, die responsiv auf Nutzer*innen zurückwirken, soziale Anerkennung leisten und den Wunsch nach einem anderen urbanen Miteinander fördern.

Befund 3: Symbolische Positionierungen

Angesichts gesellschaftlicher Spaltungsprozesse und städtischer Exklusionsmechanismen positionieren sich die Kölner Bürgerzentren als Orte mit einem klaren politischen Auftrag. Sie realisieren ein alternatives urbanes Zusammenleben und kritisieren zugleich sozial exkludierende Stadtentwicklungen wie Gentrifizierung, Segregation und Kommerzialisierung. Ihre symbolischen Positionierungen äußern sich dabei über Selbstbezeichnungen als „Offspace“ (B2, Abs. 32) oder als „sowas Komisches wie einen nicht-kommerziellen Raum“ (B3, Abs. 66). So grenzen sie sich in ihrem Selbstverständnis bewusst vom kommerziellen Kulturbetrieb ab: „Wir sind kein Club, wir sind ein Kulturzentrum“ (B2, Abs. 18). Gleichzeitig bleiben ihre Selbstverortungen vielfältig, was sich insbesondere anhand der in dieser Studie entwickelten Ortstypen zeigt. Die zentrumsspezifischen Identitäten sind eng mit den jeweiligen

sozialräumlichen Kontexten, Bedarfen und Zielgruppen verwoben. So erscheinen die untersuchten Zentren als lokal verwurzelter Quartiersanker (Engelshof), subkulturelle Plattform (Kulturbunker), heterogener Nischenraum (BüZe) und fürsorglicher Unterstützungsort (Finkenberg). Allen gemeinsam ist dabei ein Narrativ der Offenheit, das aus machtkritischer Place-Perspektive betrachtet bestehende soziale Ausschlüsse und Zugangsbarrieren reflektiert (Vogelpohl 2014, S. 73). So unterlaufen wertegelitete Strategien wie finanzielle Niedrigschwelligkeit, multifunktionale Raumgestaltung und diskriminierungssensible Programmkuration aktiv gesellschaftliche Barrieren. Örtliche Angebote wie der kostengünstige Mittagstisch in Finkenberg veranschaulichen beispielhaft, wie die Zentren soziale Ausschlussmechanismen durch finanzielle Schwellensenkungen entgegenwirken. Weiterführend werden besonders im BüZe und Kulturbunker experimentelle und subkulturelle Formate gefördert, denen sonst der Zugang zum etablierten Kulturbetrieb verwehrt bleibt: „Nicht vielleicht ein Theaterstück, was es sonst im Schauspiel geben würde, sondern tatsächlich Angebote, die sonst nicht so da wären“ (B3, Abs. 4). Die Förderung des Alternativprogramms bezweckt dabei keinen kommerziellen Erfolg, sondern primär die Schaffung von Freiraum, was eine studentisch organisierte Dragshow im BüZe demonstriert:

Das sind so die letzten Orte, die es hier in Ehrenfeld gibt. Das gibt es kaum mehr, auch mal Leute ausprobieren zu lassen. [...] Das hätte in einem großen kommerziellen Club nicht funktioniert. (B3, Abs. 8)

Die aktive Gegenpositionierung der Zentren spielt insbesondere für marginalisierte Communities und Gruppen eine wichtige Rolle. In dieser Perspektive erfahren die Bürgerzentren eine symbolische Aufladung als inklusive Orte alternativer Sozialordnung im Stadtraum. Mit Blick auf die Heterotopien werden sie damit zu symbolischen „Gegenorten“ (Foucault 1967, S. 320), die gesellschaftliche Missstände reflektieren. In diesen Spiegelräumen erhalten sonst ausgeschlossene und unterbeleuchtete Perspektiven Sichtbarkeit und Anerkennung: „Wir verstehen sie, wir nehmen sie auf. Wir geben ihnen eine Möglichkeit, hier aufzutreten. Und wenn sie hier auftreten und das Publikum kommt, dann gibt es denen eine Berechtigung“ (B2, Abs. 24). Doch verweisen externe Ablehnungen der gelebten Alternativentwürfe auf die gesellschaftlichen Bruchlinien, entlang derer sich die Zentren bewegen. So berichtet die Leitung des BüZe von negativen Auffassungen der vor Ort praktizierten Normabweichungen: „Zu multikulti, queer, für die [Anwohner*innen] ist das woke“ (B3, Abs. 58). Im Sinne des theoretischen Heterotopie-Begriffs fordern die Zentren somit etablierte Ordnungen heraus (Foucault 1967, S. 321). Die symbolische Wertepaxis abseits gesellschaftlicher Exklusionsmechanismen formt ihren Heterotopie-Charakter dabei besonders deutlich.

Zwar betonen die Bürgerzentren ihre Differenz zum Mainstream, doch streben sie gleichzeitig nach gesellschaftlicher Anschlussfähigkeit. Diese Positionierung zeigt sich exemplarisch beim Kulturbunker: „Wir haben gar nicht den Anspruch, anders zu sein. Wir haben nur den Anspruch offen zu sein und für alle zu sein“ (B2, Abs. 4). Trotz der Selbstbezeichnung als „Offspace“ identifiziert sich der Kulturbunker als professioneller und etablierter Veranstaltungsbetrieb, der bereits mit städtischen Kulturpreisen

ausgezeichnet wurde und aus der Kölner Kulturszene „nicht wegzudenken“ (B2, Abs. 2) ist. Auch die anderen Zentren sehen in der städtischen Anerkennung eine Absicherung, um ihrem soziokulturellen Auftrag langfristig nachkommen zu können. In diesem Zusammenhang äußert die Engelshof-Leitung: „Ich wünsche mir, dass der Wert der Bürgerzentren auch in der Stadtgesellschaft und in der Kommunalpolitik anerkannt wird“ (B1, Abs. 66). Doch verengen institutionelle Abhängigkeit und unzureichende städtische Finanzierung den freien Handlungsspielraum der Zentren und bedingen weitreichende Wertekonflikte. Besonders deutlich wird dies beim Engelshof, der im Widerspruch zu seinen emanzipatorischen Ursprüngen, die finanziell erforderliche institutionelle Einbettung als schrittweise „Verbürgerlichung“ (ebd., S. 12) bezeichnet. Zudem zwingen finanzielle Notstände die Zentren mitunter dazu, kommerzielle Veranstaltungen gemeinwohlorientierten Formaten vorzuziehen. So reflektiert die Leitung des BüZe die ungewollte Reproduktion gesellschaftlicher Dominanzverhältnisse mit Blick auf der Zusage einer lukrativen Technoveranstaltung an Karneval: „Das ist ein Publikum, was eigentlich unsere Angebote überhaupt nicht wahrnehmen sollte. Es sind so Mittelstandskids“ (B3, Abs. 26). Dabei gefährden die finanziell bedingten Wertekonflikte die Funktion sowie das normative Selbstverständnis der Zentren, wie die Leitung des Engelshofs resümiert: „Wir sind dann kein soziokulturelles Zentrum mehr, sondern nur noch eine Location“ (B1, Abs. 66).

Die spannungsreichen Wertekonflikte der Bürgerzentren verweisen auf eine zentrale Ambivalenz heterotopischer Orte, die sich zwischen Widerstand und Stabilisierung gesellschaftlicher Ordnung bewegt (Foucault 1967, S. 322-326). Als gesellschaftskritische Orte erweitern sie einerseits soziale Teilhabemöglichkeiten und streben andererseits nach städtischer Anerkennung, um den eigenen Sozialauftrag langfristig zu sichern. Diese doppelte Stoßrichtung aus Abweichung und Anschluss verweist dabei auf ihre gleichzeitige Verortung außerhalb und innerhalb des dominanten Stadtraums. Dabei offenbaren Wertekonflikte zwischen Gemeinwohlorientierung und Wirtschaftlichkeit die strukturellen Begrenzungen ihrer symbolischen Positionierungen. In diesem Licht erscheinen sie als institutionell kontrollierte Heterotopien, die zugleich normabweichend und anschlussfähig sind.

Synthese der Diskussion: Die Bürgerzentren als responsive Alltagsheterotopien

Die Place-Forschung verortet heterotopische Qualitäten in besonderen räumlichen Strukturen, sozialen Praktiken und Bedeutungswelten (Vogelpohl 2014, S. 69). Dabei treten im Zuge der differenzierten Betrachtung zentraler Place-Making-Befunde entlang der Place-Dimensionen (Relph 1976; Vogelpohl 2014) übergreifende Ortmerkmale hervor. Vor diesem Hintergrund markiert die Zusammenschau der mehrdimensionalen Befunde in den Kölner Bürgerzentren ihr responsiv verkettetes Ortsgeschehen als zentrale örtliche Besonderheit. Responsivität beschreibt in diesem Zusammenhang die Sensibilität und Fähigkeit der Zentren, sozialräumliche Bedarfe aufzugreifen und auf vielfältige Raumaneynungen zu reagieren. Zwischen Steuerung und Emergenz wirken sie in diesem raumverändernden und -bildenden Prozess dabei berührend auf ihre Nutzer*innen zurück. Die Befunde zeigen Responsivität als

dynamisches Bindeglied zwischen Materialität, (Niedrigschwelligkeit, Flexibilität, Verfügbarkeit), Sozialität (Dynamische Partizipation, Aushandlung, sozialsensible Offenheit) und Symbolik (emotionale Ortsbindung, atmosphärische Resonanz, gesellschaftskritische Positionierung). Dabei überlagern sich in den Zentren vielfältige Raumstrukturen, Nutzungen und Bedeutungssphären, wodurch Differenz vor Ort mehrdimensional gebündelt wird. Heterogene Gruppen nutzen dieselben Räumlichkeiten zu verschiedenen Zwecken und besetzen diese mit verschiedenen Bedeutungen. Im Zuge der Raumeignungen hinterlassen Nutzer*innen einen eigenen Abdruck in den Bürgerzentren, wodurch temporäre „Mikro-Places“ entstehen, die kontinuierlich ihre Funktion, Gestalt und Bedeutung verändern. Die Responsivität der Zentren eröffnet somit vielfältige Nutzungsanreize und Zugänge, die gesellschaftliche Distanzen überbrücken, individuelle wie kollektive Handlungsspielräume erweitern und soziale Rollen flexibilisieren.

Der „Sense of Place“ eines Ortes wird im wechselseitigen Zusammenspiel von Materialität, sozialer Praktik und symbolischer Bedeutung evoziert (Diestelkamp 2020, S. 19). Die Kölner Bürgerzentren beherbergen eine hohe atmosphärische Dichte sowie tiefgehende emotionale Ortsbindungen, was sich in örtlichen Empfindungen als „Zuhause“, „warmherzig“ und „beruhigend“ niederschlägt. Nutzer*innen beschreiben ein Ortsgefühl der Vertrautheit, das sich in wiederholter und alltäglicher Teilhabe, Begegnung und gegenseitiger Anerkennung gründet. In der Erfahrung gelebter Inklusion werden die Zentren als zukunftsweisende und nicht-normierende Orte erlebt: „Das ist doch eigentlich wünschenswert, dass man dieses Gefühl öfter hat in der Gesellschaft“ (N3, Abs. 58). Im Sinne Foucaults (1967) liegen in dieser Normalisierung, Sichtbarmachung und zeitlich-räumlichen Überlagerung des „Anderen“ klar hervortretende heterotopische Potenziale. Die Zentren fungieren als heterotopische Möglichkeitsräume, die nicht nur kompensatorisch wirken, sondern auch eine handlungs- und erfahrungserweiternde Blaupause für ein anderes urbanes Miteinander darstellen: „Diese Orte, es ist einfach alles möglich“ (N3, Abs. 56). Gerade durch ihre alltagsnahe Quartiersverankerung können die Zentren sozialräumlichen Ausschlüsse situativ entgegenwirken. Damit wird örtliche Teilhabe zu einer selbstverständlichen Praxis: „Es [Inklusion] gehört dazu, es ist so normal! Da denkt man gar nicht mehr drüber nach“ (ebd., Abs. 26). Die transformative Wirkkraft der Zentren liegt somit nicht in ihrer radikalen Andersartigkeit, sondern in ihrer spezifischen Anschlussfähigkeit. Sie fungieren nicht als abgeschottete Gegenwelten, sondern vielmehr als zugängliche Alltagsorte im Quartier. So werden die Bürgerzentren zu „responsiven Alltagsheterotopien“, deren Strahlkraft insbesondere in ihren dialogisch-vermittelnden Strukturen liegt. Die unterschiedlichen Ausprägungen dieser Responsivität lassen sich in der Typenbildung genauer fassen.

Mit Blick auf die Typenbildung (siehe Kapitel 6.5) lassen sich unterschiedliche Heterotopie-Grade identifizieren. Diese gründen sich in jeweils zentrumsspezifischen Funktionen und Ausrichtungen: Von lokaler Identitätsbildung (Engelshof) über kuratorisch-subkulturelle Förderung (Kulturbunker, BüZe) bis hin zu fürsorglicher Unterstützung (Finkenbergr). Die lokal entwickelten Profile bewegen sich dabei

allesamt zwischen den Polen gesellschaftlicher Normirritation und Ordnungsstabilisierung. Beispielhaft manifestiert sich diese ambivalente Doppelstruktur beim Kulturbunker, der trotz seines Selbstverständnisses als subkulturell-experimenteller „Offspace“ gleichzeitig nach institutioneller Anerkennung und Professionalisierung strebt. Eine ähnlich hybride Ausrichtung zeigt sich in der sowohl emanzipatorischen als auch institutionellen Ausrichtung des Engelshofs. Dem gegenüber sucht der sozialintegrative Ansatz des Bürgerzentrum Finkenbergs danach, Menschen in prekären Lebenslagen zu unterstützen und wieder in das Gesellschaftssystem einzugliedern. Trotz der postulierten Kritik an gesellschaftlichen Ausschlüssen und Prekarisierungen, nimmt das Zentrum dabei eine eher ordnungsstabilisierende Funktion ein. Einen bewussten Gegenentwurf zur neoliberalen Stadtentwicklung formuliert demgegenüber das BüZe mit seiner Selbstbezeichnung als „sowas Komisches wie ein nicht-kommerzieller Raum“ (B3, Abs. 66). Damit weist das Zentrum einen hohen Heterotopiegrad auf, welcher gesellschaftliche Normen aktiv herausfordert. Gleichzeitig zeigen sich auch hier Spannungen zwischen Werteorientierung und Kommerzialisierungsdruck – ein Verweis auf die notwendige Einbettung in übergeordnete Gesellschaftsstrukturen. Somit vollziehen alle Bürgerzentren einen permanenten Balanceakt zwischen der Sicherung finanzieller Tragfähigkeit und der Erreichung normabweichender, wertegeleiteter Zielvorstellungen. In ihrer institutionellen Abhängigkeit liegt dabei eine zentrale Paradoxie: So können die Zentren ihre heterotopische Wirkkraft nur innerhalb der dominanten Strukturen entfalten, die sie gleichzeitig herausfordern und kritisieren. In diesem Zusammenhang eröffnet die sozialräumlich verankerte Typenbildung ein graduelles und differenziertes Heterotopie-Verständnis, das Responsivität und Alltäglichkeit bedingt und zugleich gesellschaftliche Normen kritisch reflektiert. Die Bürgerzentren liefern damit einen Impuls zur theoretischen Weiterentwicklung des Heterotopiebegriffs. Dieser verortet sich dabei nicht in der polarisierenden Spannung zwischen Irritation und Stabilisierung, sondern in der Funktion alltagsnaher und gradueller Anschlussfähigkeit.

Potenziale für gelebte Demokratie

Die heterotopischen Ausprägungen der Kölner Bürgerzentren erwirken zugleich Potenziale für gelebte Demokratie. Die Ko-Präsenz verschiedener sozialer Gruppen eröffnet die alltägliche Erfahrung, Verhandlung und Gestaltung kollaborativer Prozesse. In diesem Sinne fungieren die Zentren als Schnittstellen, in denen sich verschiedene Lebensrealitäten begegnen. Sie fördern damit eine „gelebte politische Praxis“ (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019, S. 21), die sich jenseits formaler Beteiligung in niedrigschwelligen Gruppenformaten entfaltet. Vor diesem Hintergrund lassen sich die Bürgerzentren als „Micro-Publics“ (Amin 2002) im Quartier verstehen. Ähnlich wie in Sportvereinen, Cafés oder Bibliotheken, kommen hier unterschiedlichste Menschen auf Grundlage gemeinsamer Interessen ungezwungen zusammen (ebd., S. 15ff.). So können Bürgerzentren als urbane Schlüsselorte einer informellen Demokratiepraxis gelten, die Teilhabe, zivilgesellschaftliche Selbstorganisation, interkulturellen Austausch und Gemeinschaft fördern. Sie zeigen, wie räumliche Multifunktionalität, kollektives

Raumhandeln und eine vertraute, warme Atmosphäre ihren Ausdruck in demokratischen Praktiken finden. Als gemeinschaftlich geformte Orte verkörpern sie dabei ein „raumbezogenes Verständnis von Demokratie“ (Drilling et al. 2022, S. V). Gerade weil die Zentren nicht auf starre Steuerung setzen, können in den hier dynamisch entstehenden Zwischenräumen neue soziale Praktiken und Beziehungen erprobt werden (Reinermann & Behr 2017, S. 6). Die temporär besetzten „Mikro-Places“ eröffnen dabei ungezwungene und interessensgeleitete Berührungspunkte, in deren Zuge Menschen zusammenkommen, die sich im Stadtraum sonst nicht begegnen würden. In den Bürgerzentren entstehen so Räume der „flüchtigen Begegnung“ (Tappert 2022), die angesichts städtischer Ausschlussmechanismen, rechtspopulistischem Erstarken und sozialer Spaltung an Relevanz gewinnen. Damit übernehmen sie eine zentrale Rolle in der Prävention von Ausgrenzung und in der Förderung von Teilhabe. Ihre demokratische Wirkkraft liegt insbesondere in den interaktiven, alltäglichen Mikropraktiken begründet, die sich spontan vor Ort entfalten (Beck & Jende 2020). Hier gestalten, erproben und erfahren Nutzer*innen gemeinschaftliches Handeln und Teilhabe, wodurch Anerkennung, Selbstwirksamkeit und Zugehörigkeit zu einer alltäglichen Selbstverständlichkeit werden. Gerade diese Qualität macht sie zu responsiven Alltagsheterotopien, die als soziale und demokratische Infrastrukturen im Quartier ernst genommen werden müssen.

Implikationen für Theorie und Praxis

Die entwickelte Kategorie der Responsivität bietet einen theoretisch anschlussfähigen Zugang, der Bürgerzentren als flexible Orte gelebter Praxis greift. In diesem Licht erscheinen sie nicht als passive Infrastrukturen, sondern als dynamische, bedeutsame und atmosphärische Räume, in denen emotionale Verbundenheit und Selbstwirksamkeit erfahren werden. In Anlehnung an Hartmut Rosas (2016) Resonanztheorie lässt sich Responsivität damit als „antwortende Mensch-Raum-Beziehung“ verstehen. Für die Place-Making-Forschung scheint der resonanztheoretische Zugang vielversprechend. Das dynamische, wechselwirkende Ortsgeschehen stabilisiert die Bürgerzentren dabei als Quartiersorte mit gelingender sozialer Wirkung. So bestätigt die Untersuchung der Kölner Bürgerzentren, dass niedrighschwellige Zugänglichkeit, normative Haltung, ermöglichte Mitgestaltung, örtliche Lebendigkeit, lokale Anbindung und soziale Beziehungen zentrale Voraussetzungen für die soziale Wirksamkeit von Orten darstellen (Project for Public Spaces 2022, S. 6). Die analytischen Befunde liefern weitergehend praktische Implikationen zur räumlichen Gestaltung der Zentren. Sie zeigen, dass Nutzer*innen die Räumlichkeiten eher gruppenspezifisch nutzen und primär in den eigenen Gruppen verhaftet bleiben. Denkbar wäre daher die Einrichtung offener, nicht-besetzbarer Gemeinschaftsräume, in denen sich Besucher*innen jederzeit frei aufhalten und miteinander ins Gespräch kommen können. Doch auch wenn räumliche Gestaltung soziale Teilhabe und Begegnung erleichtern kann, sind sie dennoch nicht vollständig steuerbar. Ähnlich wie bei Platt & Medway (2022), verweist die entwickelte Typologie der Bürgerzentren auf ein ko-konstitutives, emergentes Place-Making, das sich weder bottom-up noch top-down steuern lässt.

Dennoch rücken auch hier kritische Fragen nach ungleicher Teilhabe in den Fokus: Welche Akteur*innen sind wie genau am Place-Making der Bürgerzentren beteiligt? Wer wird gehört, und wer nicht? Wer nimmt teil und wer bleibt außen vor? Für künftige Forschungen liegt daher ein Erkenntnisgewinn in der dezidierten Analyse von Machtasymmetrien gemeinschaftlich gestalteter Orte. Denkbar wäre dies etwa mit Blick auf intersektionale Diskriminierungskategorien oder hierarchischer Organisationskultur. Für eine inklusive Gestaltung urbaner Räume sind diese Aspekte von hoher praktischer Relevanz.

Die Kölner Bürgerzentren entsprechen in Teilen dem, was Kagan et al. (2019) als „kulturell-kreative Möglichkeitsräume“ bezeichnen. Sie sind Orte, an denen Konventionen hinterfragt und neue Praktiken erprobt werden (ebd., S. 375). So werden in den Zentren andere städtische Realitäten erfahrbar:

Die Kraft dieser Orte besteht darin, infrage zu stellen, was uns beständig als alternativlos präsentiert wird. Sobald die Menschen erfahren, dass es auch anders geht, ändert sich ihr Blick auf das Mögliche. (Calderon Lüning et al. 2018, S. 91)

In Übereinstimmung mit der Forschung über gemeinwohlorientierte Quartiersprojekte, offenbart die Analyse der Kölner Bürgerzentren ihr Potenzial zur Stärkung zivilgesellschaftlichen Engagements sowie von Selbstorganisation und Gemeinschaftsbildung (Hellriegel & Schmitt Pacífico 2019). Besonders in prekären Sozialräumen können sie zentrale Anlaufstellen und Teilhaberäume darstellen. Durch ihre enge Quartiersanbindung und soziale Nähe können Bürgerzentren zu konkreten Interventions- und Informationsräumen für eine sozial gerechte Stadtpolitik werden. Etwa könnten institutionalisierte Austauschformate zwischen Bürgerzentren, Kommunalpolitik und Zivilgesellschaft eingerichtet werden, die sozialräumliche Bedarfslagen und Lösungsansätze unmittelbar ermitteln und bearbeiten. Bürgerzentren haben hier das Potenzial und den direkten Zugang, um als vermittelnde Brückenbauer zwischen Kommunalpolitik und Zivilgesellschaft zu agieren (Tappert 2022). An diese Perspektive anknüpfend liefert das Konzept der Realutopien nach Erik Olin Wright (2017) lohnenswerte Impulse. So bedarf es Wright zufolge kollektiver Mitgestaltung, um gesellschaftliche Veränderung anzustoßen und soziale Gerechtigkeit herzustellen (ebd., S. 492). Daraus ergibt sich eine politische als auch zivilgesellschaftliche Verantwortung, Freiräume bewusst zu gestalten, verteidigen und zu fördern (ebd., S. 491f.). Vor dem Hintergrund der räumlichen Bedingtheit von sozialer Teilhabe (Dietz 2018, S. 413), rücken kommunalpolitische Verantwortlichkeiten verstärkt in den Fokus. Die Zukunft der Kölner Bürgerzentren hängt maßgeblich von kommunaler Handlungsbereitschaft und Fluidität ab, soziale Infrastrukturen langfristig zu sichern. Ihr Fortbestand als sozial wirksame Quartiersorte erfordert somit stabile Finanzierung sowie die politische Anerkennung ihrer sozialintegrativen und demokratischen Funktion (Tappert 2022, S. 158). Die empirisch fundierte Typologie der Zentren bietet hierfür relevante Anknüpfungspunkte. Sie legt offen, dass die Bürgerzentren unterschiedliche Ausrichtungen und Entwicklungen verfolgen, die kontextsensibel verstanden und gefördert werden müssen. Dabei braucht es zweckungebundene, langfristige Finanzierungsmodelle, um politischen Vereinnahmungstendenzen vorzubeugen, in deren Zuge gesellschaftskritische Formate und Haltungen zugunsten finanzieller Sicherung aufgegeben werden.

8. Fazit

Vor dem Problemaufriss gesellschaftlicher Spaltungsprozesse und einer postulierten „Demokratiedämmerung“ (Selk 2023) untersuchte die vorliegende Arbeit, inwiefern die Kölner Bürgerzentren transformative Potenziale für gelebte Demokratie bergen. Zur Studie der zivilgesellschaftlich ausgerichteten Quartiersorte folgte die Arbeit hierfür einem Place-Making-Verständnis, das sich als sozialräumlicher Aushandlungsprozess begreift (Gulfira Akbar & Edelenbos 2021). Dabei diente das Konzept der Heterotopien nach Foucault (1967) als Schablone, um ihre charakteristische Besonderheit und Funktion als potenziell „andere Quartiersorte“ zu diskutieren. Mittels einer qualitativ kontrastierenden Fallstudie in vier Kölner Bürgerzentren wurden Perspektiven von Betreibenden und Nutzenden zusammengeführt, um normative Zielsetzungen den örtlichen Nutzungspraktiken und Wahrnehmungen gegenüberzustellen. Trotz eines ähnlichen Wertekanons zeigte die Analyse, dass die Zentren je nach sozialräumlichem Kontext unterschiedliche Profile, Funktionen und Bedeutungen ausbilden. Die Verdichtung grundlegender Ausprägungen zu vier Ortstypen verdeutlicht, wie die Zentren jeweils eigene Schwerpunkte von lokaler Identitätsbildung, subkultureller Förderung über nicht-kommerzieller Praxis bis hin zu sozialintegrativer Unterstützung setzen. Als Bindeglied zwischen den unterschiedlichen Ortstypen wurde mittels der Grounded Theory (Strauss & Corbin 1996; Strübing 2018) die zentrale Schlüsselkategorie „Responsivität“ identifiziert. Als primäres Ortsprinzip bezeichnet sie die Fähigkeit, situativ auf sozialräumliche Bedarfe zu reagieren, flexible Ressourcen bereitzustellen und sich im Zusammenspiel mit Nutzungspraktiken und Raumanneignungen dynamisch zu verändern und anzupassen. Diese unmittelbar berührende Frage-Antwort-Beziehung zwischen Nutzer*in und Zentrum eröffnet Erfahrungen von Zugehörigkeit, Anerkennung, Selbstwirksamkeit und emotionaler Verbundenheit. Bürgerzentren sind damit gelingende Resonanzräume, die soziale Teilhabe niedrigschwellig und alltagsnah erlebbar machen. Das balancierende Place-Making zwischen Steuerung und Emergenz erwirkt dabei permanente Aushandlungsprozesse, die sich vor Ort als alltägliche Praktiken gelebter Demokratie manifestieren. Dennoch erfordert das zentrumsübergreifende Leitbild der sozialen Zugänglichkeit stets auch absichernde Grenzziehungen und Werteverhandlungen.

Im Rückgriff auf Relphs (1976) und Vogelpohls (2014) Place-Modell wurden die Kölner Bürgerzentren systematisch im Hinblick auf ihre heterotopischen Qualitäten (Foucault 1967) erörtert. Dabei erscheinen sie nicht als abgeschottete Gegenräume, sondern vielmehr als sozialräumlich eingebettete, responsive Alltagsheterotopien. Im Quartier schaffen sie damit einen durchlässigen „Mikrokosmos“ (Foucault 1967, S. 324), in dem sich heterogene Gruppen in temporären und sich überlagernden „Mikro-Places“ begegnen und koexistieren. Genau hier entfalten die Bürgerzentren ihr heterotopisches Potenzial. Ihre Wirkkraft und Funktion gründen sich nicht in radikaler Andersartigkeit, sondern vielmehr in einer alltagsnahen Anschlussfähigkeit. Dabei reflektieren die Zentren städtische Exklusion und Segregation, ohne dabei utopisch verklärt oder autonom abgeschottet zu sein. Die Arbeit leistet damit einen Beitrag

zur konzeptionellen Weiterentwicklung der Heterotopien nach Foucault (1967), indem diese nicht als dichotome Gegenorte, sondern als graduell anschlussfähige, alltagsnahe Reflexionsorte verstanden werden. Weiter schafft die Kernkategorie der Responsivität einen neuen analytischen Zugang für die Place-Making-Forschung. In ihrer Perspektive erscheinen die Kölner Bürgerzentren als dynamische und resonanzfähige Geflechte, die lokal verankert, sozial wirksam und emotional bedeutsam sind. Im Zusammenspiel von räumlicher Offenheit, sozialer Differenz und atmosphärischer Resonanz ermöglichen sie aktivierende und niedrigschwellige Erfahrungen eines vielseitigen Miteinanders. Vor diesem Hintergrund lässt sich die eingängige Forschungsfrage beantworten: Die Kölner Bürgerzentren konstituieren sich durch ein quartierspezifisches, responsives Place-Making, welches konkrete Impulse für soziale Teilhabe und gelebte Demokratie setzt. Als responsive Alltagsheterotopien sind sie dabei graduell abweichende sowie befähigende Orte eines anderen städtischen Miteinanders.

In der vorliegenden Forschung offenbaren sich auch Spannungen und Grenzen. So basiert die empirische Untersuchung auf einer limitierten Fallstudie, deren idealtypische Verdichtung nur begrenzt übertragbar ist. Zudem ist nicht auszuschließen, dass normative Leitungsperspektiven die Ergebnisse beeinflussen haben und gewisse Asymmetrien zur Nutzungsperspektive bestehen. Weiterführende Forschungen sollten dahingehend Machtasymmetrien, Exklusionserfahrungen und intersektionale Perspektiven in gemeinschaftlich gestalteten Räumen vertiefter analysieren. Auch konnte die atmosphärische Qualität der Zentren auf Grundlage der subjektiven Wahrnehmungen nur interpretativ gedeutet werden und erhebt somit keinen Anspruch auf Objektivität. Dennoch gibt die Untersuchung der Kölner Bürgerzentren praxisrelevante Einblicke zur Gestaltung und Förderung demokratischer Stadträume. So wird soziale Teilhabe durch die Möglichkeit zur Raumeignung ermöglicht und kann durch offene, flexible und sensible Orte gefördert werden. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich eine stadtpolitische Verantwortung: Es braucht institutionelle, stabile Finanzierung und Anerkennung, um die soziale und demokratische Funktion der Zentren nachhaltig zu sichern. Die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der Bürgerzentren legen dabei nahe, dass standardisierte und funktionsgebundene Förderlogiken zu kurz greifen. Es erfordert eine funktionsoffene und kontextsensible Förderpolitik, die sich politischer Vereinnahmung entzieht und eine selbstbestimmte, wertegeleitete Raumpraxis ermöglicht. An dieser Stelle eröffnen sich anschlussfähige Fragen für Theorie und Praxis: Welche Rolle und Verantwortung können Bürgerzentren in Kommunalpolitik, Bildung und Sozialarbeit übernehmen? Wie lässt sich ihre soziale und transformative Wirkung sichern, ohne sie institutionell zu vereinnahmen? Und was würde es bedeuten, wenn Bürgerzentren infolge städtischer Kürzungen verschwinden?

Zusammenfassend zeigt die Studie „Demokratie braucht Raum“, wie das kollektive Ortsgeschehen in den Kölner Bürgerzentren resonant-responsive Erfahrungsräume sozialer Teilhabe, emotionaler Verbundenheit und eines heterogenen Miteinanders öffnen. Sie verweist damit auf die Notwendigkeit wertegeleiteter Offenheit, sozialräumlicher Sensibilität und räumlicher Anpassungsfähigkeit, um Potenziale gelebter Demokratie freizusetzen. Denn Demokratie beginnt im Alltag, wo Menschen einander

begegnen und Räume teilen. In dieser Perspektive müssen alltagsnahe Orte wie Bürgerzentren als sozial wirksame Infrastrukturen politisch anerkannt und institutionell gesichert werden. Als responsive Alltagsheterotopien sind sie niedrighschwellige, reflektierende und konfliktfähige Erfahrungsräume eines anderen städtischen Zusammenlebens.

Literaturverzeichnis

- Alisch, Monika, Hofmann, Patricia (2015). Dabeisein ist eben nicht alles. Partizipationsrealitäten von Projektverantwortlichen und Projektnutzenden. In Monika Alisch (Hrsg.), *Sozialraum und Governance. Handeln und Aushandeln in der Sozialraumentwicklung*, S. 157–78. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung 12).
- Amin, Ash (2002). „Ethnicity and the Multicultural City: Living with Diversity“. *Environment and Planning A* 34 (6), 959–980. doi.org/10.1068/a3537.
- Andres, Lauren (2013). „Differential Spaces, Power Hierarchy and Collaborative Planning: A Critique of the Role of Temporary Uses in Shaping and Making Places“. *Urban Studies* 50 (4), S. 759–75. doi.org/10.1177/0042098012455719.
- Beck, Gerald, Jende, Robert (2020). RePair Democracy. Soziale Innovationen als Werkstätten für demokratische Gestaltung. In Hans-Werner Franz et al. (Hrsg.), *Nachhaltig Leben und Wirtschaften. Management Sozialer Innovationen als Gestaltung gesellschaftlicher Transformation*, S. 347–64. Wiesbaden: Springer VS.
- Beck, Sebastian, Schnur, Olaf (2016). *Mittler, Macher, Protestierer. Intermediäre Akteure in der Stadtentwicklung*. Berlin: Jovis.
- Bendt, Pim, Barthel, Stephan, Colding, Johan (2013). „Civic Greening and Environmental Learning in Public-access Community Gardens in Berlin“. *Landscape and Urban Planning* 109 (1), S. 18–30. doi.org/10.1016/j.landurbplan.2012.10.003.
- Blokland, Talja, Nast, Julia (2014). „From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin’s Mixed Neighbourhoods“. *International Journal of Urban and Regional Research* 38 (4), S. 1142–159. doi.org/10.1111/1468-2427.12126.
- Böhm, Andreas (2009). Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, S. 475–85, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Böhm, Ulrike, Benfer, Katja, Zahiri, Cyrus (2022). *São Paulo Heterotopia. Urban Spaces in Suspense/ Urbane Räume in der Schwebe*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Breitung, Anke (2013). Urbane Heterotopien. Transkulturelle Identitäten im städtischen Raum. In Olaf Schnur et al. (Hrsg.), *Migrationsort Quartier. Zwischen Segregation, Integration und Interkultur*, S. 75–88, Wiesbaden: Springer VS.
- Breuer, Franz (2009). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brocchi, Davide (2017): Urbane Transformation. Zum Guten Leben in der eigenen Stadt. In Günter Altner et al. (Hrsg.), *Reihe Politik in sozialer und ökologischer Verantwortung*, Bad Homburg: VAS – Verlag für Akademische Schriften.
- Bürgerzentrum Ehrenfeld e.V. (2026): *Der Verein. Wie alles began & wie es weitergeht*. <https://bueze.de/bueze-der-verein/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Bürgerzentrum Engelshof e.V. (2026a): *Angebote und Bereiche. Was wir hier so machen*. <https://engelshof.net/angebote-und-bereiche/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).

- Bürgerzentrum Engelshof e.V. (2026b): *Satzung*. <https://engelshof.net/der-engelshof/satzung/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Bürgerzentrum Engelshof e.V. (2026c): *Veranstaltungen*. <https://engelshof.net/angebote-und-bereiche/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Busse, Beatrix, Warnke, Ingo H., Smith, Jennifer (2020). Declaring Places, Placing Declaratives. An Introduction. In Beatrix Busse et al. (Hrsg.), *Place-Making in the Declarative City*, S. 1–14, Berlin, Boston: De Gruyter.
- Buttenberg, Lisa, Müller, Anja (2014). Raumenternehmen. Nutzerbasierte Stadtentwicklung als neue Form der Beteiligung. In Swantje Grotheer et al. (Hrsg.), *Nimm's sportlich – Planung als Hindernislauf. 16. junges Forum der ARL, 29. bis 31. Mai 2013 in Kaiserslautern*, S. 18–30, Hannover: ARL (Arbeitsberichte der ARL, 10).
- Calderon Lüning, Elizabeth, Clausen, Marco, Hiller, Christian, Ngo, Anh-Linh (2018). „Die Einübung einer gemeinschaftlichen Vision von Stadt“. *ARCH+ Zeitschrift für Architektur und Urbanismus* 50 (232), S. 88–91.
- Casey, Edward S. (2009). *Getting back into Place*. Bloomington: Indiana University Press.
- Ciliers, Elizelle J., Timmermanns, Wim (2014). „The Importance of Creative Participatory Planning in the Public Place-Making Process“. *Environment and Planning BA* 41 (3), S. 413–29. doi.org/10.1068/b39098.
- CORRECTIV (2024, 10 Januar): *Neue Rechte. Geheimplan gegen Deutschland*. CORRECTIV. <https://correctiv.org/aktuelles/neue-rechte/2024/01/10/geheimplan-remigration-vertreibung-afd-rechtsextreme-november-treffen/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Cresswell, Tim (2004). *Place. A Short Introduction*. Oxford: Blackwell Publishing Ltd.
- Cresswell, Tim (2009). *Place. A Short Introduction*. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Di Masso, Andrés, Dixon John (2015). „More than Words. Place, Discourse and Struggle over Public Space in Barcelona“. *Qualitative Research in Psychology* 12 (1), S. 45–60. doi.org/10.1080/14780887.2014.958387.
- Diestelkamp, Rebekka (2020). *Of Other Places: Place-Making Between Contradiction and Conformity. A Case Study in Rural Northern Germany*. Europa-Universität Flensburg.
- Dietz, Alexander (2018). Armut – Gemeinde – Sozialraum. In Gerhard Schäfer et al. (Hrsg.), *Arme habt ihr immer bei euch. Armut und soziale Ausgrenzung wahrnehmen, reduzieren, überwinden*. S. 413–21, Göttingen.
- Dörre, Klaus, Lessenich, Stephan, Rosa, Hartmut (2009). *Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Drilling, Matthias, Käser, Nadine, Oehler, Patrick, Schnur, Olaf, Tappert, Simone (2022). *Nachbarschaften in der Stadtentwicklung. Idealisierungen, Alltagsräume und professionelles Handlungswissen*. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Dupre, Karine (2019). „Trends and Gaps in Place-Making in the Context of Urban Development and Tourism: 25 Years of Literature Review“. *Journal of Place Management and Development* 12 (1), S. 102–20.
- Ellery, Peter J., Ellery, Jane, Borkowsky, M. (2021). „Toward a Theoretical Understanding of Place-making“. *International Journal of Community Well-Being* 4 (1), S. 55–76.

- Elwood, Sarah, Lawson, Victoria, Nowak, Samuel (2015). "Middle-Class Poverty Politics. Making Place, Making People". *Annals of the Association of American Geographers* 105 (1), S. 123–143. doi.org/10.1080/00045608.2014.968945.
- Europa-Universität Flensburg (2021, 16 Februar): *Relevant für die Forschung zu gesellschaftlicher Transformation*. Europa-Universität Flensburg. <https://www.uni-flensburg.de/kommunikation/pressemitteilungen/news/relevant-fuer-die-forschung-zu-gesellschaftlicher-transformation> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Flick, Uwe (2007). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt.
- Foucault, Michel (1967). Von anderen Räumen. In Jörg Dünne, Stephan Günzel (Hrsg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, S. 317–29. Frankfurt/Main: Suhrkamp,
- Franz, Yvonne, Strüver, Anke (2022). Stadt erleben. Urbane Alltagsprozesse. In Yvonne Franz, Yanke Strüver (Hrsg.), *Stadtgeographie. Aktuelle Themen und Ansätze*, S. 1–13. Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum (Lehrbuch).
- Friedmann, John (2007). „Reflections on Place and Place-Making in the Cities of China“. *International Journal of Urban and Regional Research* 31 (4), S. 257–279. doi.org/10.1111/j.1468-2427.2007.00726.x.
- Glaser, Barney G., Strauss, Anselm L. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Göttingen: Hans Huber.
- Glaser, Barney G., Strauss, Anselm L. (2005). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Hans Huber.
- Gläser, Jochen, Laudel, Grit (2010). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gulfira Akbar, Poeti Nazura, Edelenbos, Jurian (2021). „Positioning Place-Making as a Social Process. A Systematic Literature Review“. *Cogent Social Sciences* 7 (1), S. 1–29. doi.org/10.1080/23311886.2021.1905920.
- Hahn, Achim (2007). *Zur Praxis der explorativen Quartiersforschung. Schriftenreihe Architekturtheorie und empirische Wohnforschung*, Band 2. Aachen: Shaker Verlag.
- Hartley, Lucinda, Charley, Eliza, Choudhury, Sama, MicKindlay, Harriet (2021). The Neighbourhood Project. A Case Study on Community-led Placemaking by CoDesign Studio. In Cara Courage et al. (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Placemaking*, S. 428–38. London, New York: Routledge Taylor & Francis Grou.
- Hasselbach, Ronja, Römling, Ina (2019). 'Zukunftskiosk'. Erforschung einer Urbanen Nachbarschaft als Ort für einen zukunftsfähigen Wandel. Ein Erfahrungsbericht. In Niermann, Oliver (Hrsg.), *Ökonomie im Quartier. Von der sozialräumlichen Intervention zur Postwachstumsgesellschaft*, S. 157–75. Wiesbaden: Vieweg,
- Haubrich, Dominik (2019). Nachbarschaften machen. Qualifizierung von Stadträumen zu Orten der interkulturellen Begegnung. Praxisbeispiele des lokalen Integrationsmanagements in Berlin. In Olaf Schnur et al. (Hrsg.), *Quartier und Demokratie. Theorie und Praxis lokaler Partizipation zwischen Fremdbestimmung und Grassroots*, S. 89–104. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.

- Hauptmeier, Carsten (2025, 23 Februar): *AfD wird bei Bundestagswahl zweitstärkste Kraft*. ZDF. <https://www.zdf.de/nachrichten/politik/deutschland/bundestagswahl-2025-afd-weidel-100.html> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Healey, Patsy (1998). „Building Institutional Capacity through Collaborative Approaches to Urban Planning“. *Environmental and Planning A: Economy and Space* 30 (9), S. 1531–546. doi.org/10.1068/a301531.
- Heeg, Susanne (2016). Zur Neuordnung des Städtischen im neoliberalen Zeitalter. In Patrick Oehler et al. (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt*, S. 11–22. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hellriegel, Maximilian, Schmitt Pacifico, Sara (2019). „Kompass für ein solidarisches Quartier. Reale Utopien für eine andere Stadtentwicklung“. *Forum Humangeographie* 13 (16), S. 5–169. doi.org/10.21248/gups.53188.
- Hes, Dominique, Mateo-Babiano, Iderlina, Lee, Gini (2020). Fundamentals of Placemaking for the Built Environment. An Introduction. In Dominique Hes, Cristina Hernandez-Santin (Hrsg.), *Placemaking Fundamentals for the Built Environment*, S. 1–13. Singapore: Springer Singapore Pte. Limited.
- Ho, K.C., Douglass, Mike (2008): „Globalisation and Liveable Cities. Experiences in Place-Making in Pacific Asia“. *International Development Planning Review* 30 (3), S. 199–213. doi.org/10.3828/idpr.30.3.1.
- Holloway, Lewis, Hubbard, Phil (2001). *People and Place. The Extraordinary Geographies of Everyday Life*. Harlow: Pearson Education.
- Jangård, Margarete (2023): *Breaking Social. Symphonie des Widerstands*. ARTE. <https://www.arte.tv/de/videos/122231-000-A/breaking-social/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Janz, Bruce (2005). „Walls and Borders. The Range of Place“. *City & Community* 4 (1), S. 87–94. doi.org/10.1111/j.1535-6841.2005.00104.x.
- Kagan, Sacha, Kirchberg, Volker, Weisenfeld-Schenk, Ursula (2019). Stadt als Möglichkeitsraum. Experimentierfelder einer urbanen Nachhaltigkeit. In Sacha Kagan et al. (Hrsg.), *Stadt als Möglichkeitsraum. Experimentierfelder einer urbanen Nachhaltigkeit*, S. 9–14. Bielefeld: transcript (Urban studies).
- Kagan, Sacha, Kirchberg, Volker, Weisenfeld-Schenk, Ursula (2019). Stadt als Möglichkeitsraum. Möglichkeitsräume in der Stadt. Eine Einführung. In Sacha Kagan et al. (Hrsg.), *Stadt als Möglichkeitsraum. Experimentierfelder einer urbanen Nachhaltigkeit*, S. 15–36. Bielefeld: transcript (Urban studies).
- Kehlbach, Christoph (2025, 22 Juli): *AfD-Einstufung als „Verdachtsfall“ rechtskräftig*. Tagesschau. <https://www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/afd-verfassungsschutz-rechtsextremismus-100.html> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Kirchberg, Volker (2019). Reale Utopien. Möglichkeitsräume für eine nachhaltige Stadtentwicklung. In Sacha Kagan et al. (Hrsg.), *Stadt als Möglichkeitsraum. Experimentierfelder einer urbanen Nachhaltigkeit*, S. 319–364. Bielefeld: transcript (Urban studies).
- Kirchberg, Volker, Kagan, Sacha (2019). Perspektiven der nachhaltigen Stadtentwicklung. Übereinstimmungen, Diskordanzen und Empfehlungen. In Sacha Kagan et al. (Hrsg.), *Stadt als*

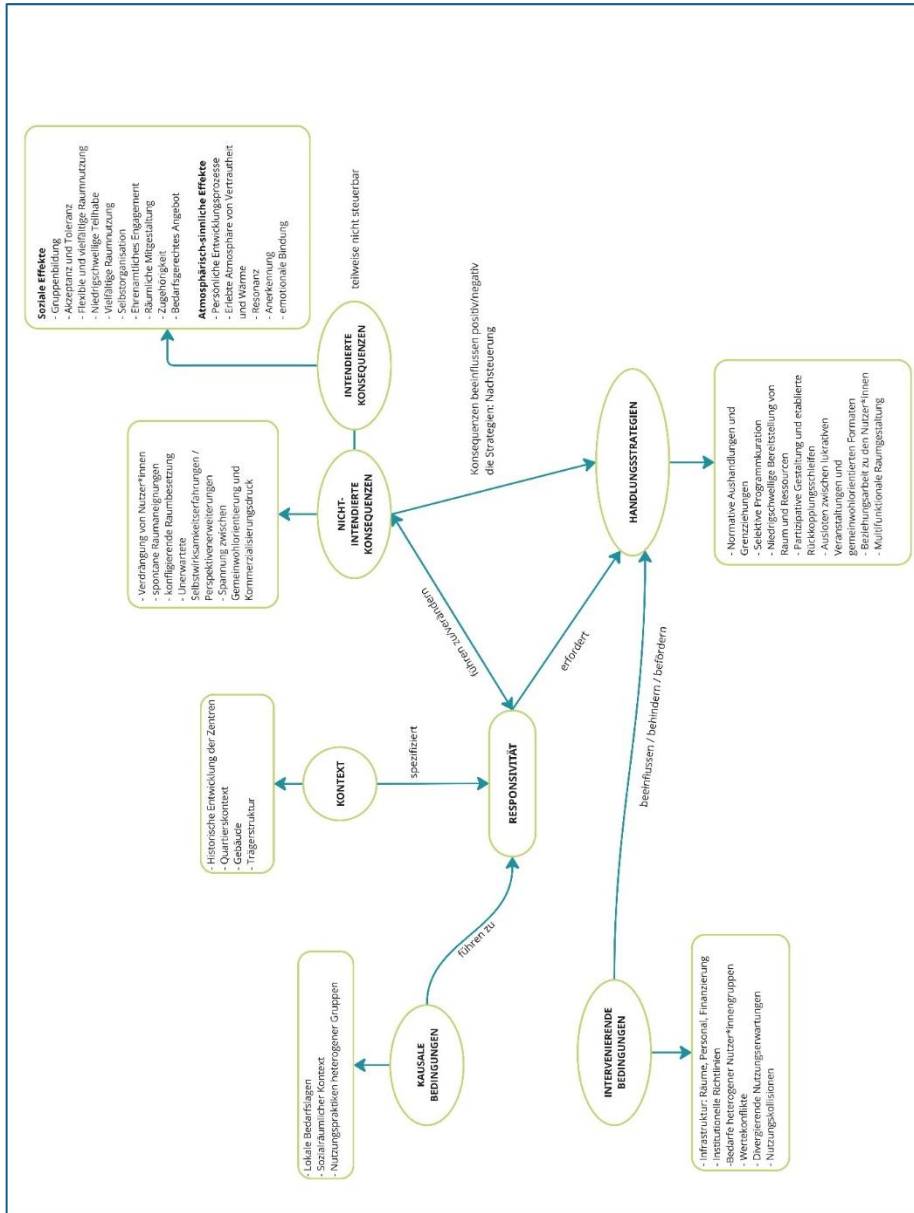
- Möglichkeitsraum. Experimentierfelder einer urbanen Nachhaltigkeit*, S. 375–392. Bielefeld: transcript (Urban studies).
- Koeln.de (2026a): *Ehrenfeld*. Koeln.de. <https://www.koeln.de/leben/stadtteile/ehrenfeld/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Koeln.de (2026b): *Mülheim*. Koeln.de <https://www.koeln.de/leben/stadtteile/muelheim/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Kölner Stadt-Anzeiger (2026): *Keupstraße. Alle Informationen zur Keupstraße*. Kölner Stadt-Anzeiger. <https://www.ksta.de/themen/keupstrasse-koeln> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Kruber, Susanne (2017). *Raumunternehmen. Stadtlabore für Utopien? Wie neue Selbstorganisationsformen die Planung beleben*, Masterarbeit. Technische Universität Dortmund: Fakultät Raumplanung.
- Kulschewski, Rika (2024, 06 Dezember): *Haushalt Köln. Mülheimer Politiker fürchten scharfe Einschnitte im sozialen Bereich*. Kölner Stadt-Anzeiger. <https://www.ksta.de/koeln/muelheim/muelheim-veedel/haushalt-koeln-muelheimer-politiker-fuerchten-einschnitte-im-sozialen-bereich-912004> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Kulturbunker Köln-Mülheim (2026a): *Aufgaben und Ziele. Verein und Vorstand*. Kulturbunker Köln-Mülheim. <https://kulturbunker-muelheim.de/verein/vorstand/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Kulturbunker Köln-Mülheim (2026b): *Der Trägerverein, Kulturbunker Köln-Mülheim e.V.* Kulturbunker Köln-Mülheim. <https://kulturbunker-muelheim.de/verein/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Kulturbunker Köln-Mülheim (2026c): *Historie. Vom Luftschutzbunker zum Kulturbunker*. Kulturbunker Köln-Mülheim. <https://kulturbunker-muelheim.de/historie/> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Küstners, Ivonne (2006). *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. Hagener Studentexte zur Soziologie. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lamker, Christian (2014). *Fallstudien. Materialien „Studium und Projektarbeit“*. Technische Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung: Studien- und Projektzentrum.
- Le Xuan, Sara (2023). „The Power of Radical Place-Making Practices. Lessons Learned from ufaFabrik in Berlin“. *Land* 12 (9), S. 1–18. doi.org/10.3390/land12091697.
- Lim, Merlyna, Padawangi, Rita (2008). „Contesting alun-alun. Power Relations, Identities and the Production of Urban Space in Bandung, Indonesia“. *International Development Planning Review* 30 (3), S. 307–26. doi.org/10.3828/idpr.30.3.7.
- Lombard, Melanie (2014). „Constructing ordinary Places. Place-Making in Urban Informal Settlements in Mexico“. *Progress in Planning* 94, S. 1–53. doi.org/10.1016/j.progress.2013.05.003.
- Manzo, Lynne, Carvalho, Laís Pinto de (2021). The Role of Qualitative Approaches to Place Attachment Research. In Lynne Manzo, Patrick Devine-Wright (Hrsg.), *Place Attachment. Advances in Theory, Methods and Applications*, S. 111–26. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.
- Marvin, Simon, Bulkeley, Harriet, Mai, Lindsay, McCormick, Ks, Palgan, Yuliya Voytenko (2018). *Urban Living Labs. Experimenting with City Futures*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.
- Massey, Doreen (1991). „A Global Sense of Place“. *Marxism Today* 38, S. 24–29.

- Mateo-Babiano, Iderlina, Lee, Gini (2020). People in Place. Placemaking Fundamentals. In Dominique Hes, Cristina Hernandez-Santin (Hrsg.), *Placemaking Fundamentals for the Built Environment*, S. 15–38. Singapore: Springer Singapore Pte. Limited.
- Matrisciano, Sara (2020). Talk About Talk. From an Urban Space to a Dialect Place. How A Collective Body of Knowledge Influences Communicative Dynamics in Naples. In Beatrix Busse et al. (Hrsg.), *Place-Making in the Declarative City*, S. 119–42. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Mayring, Philipp (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Mengilli, Yagmur, Reutlinger, Christian, Zimmermann, Dominic (2019): Stadt-Lesen und Stadt-Schreiben. Raumbildende Praktiken als Schlüssel zu Teilhabeansprüchen junger Menschen. In Axel Pohl et al. (Hrsg.), *Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum. Zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen. Ein Beitrag zur Partizipationsdebatte*, S. 23–44. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Meuser, Michael, Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews. Vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Detlef Garz, Klaus Kraimer (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*, S. 441–71. Opladen: Westdt. Verlag.
- Miggelbrink, Judith (2002). *Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über "Raum" und "Region" in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts*. Leipzig: Institut für Länderkunde.
- Morstein, Jennifer (2016). „Urbane Gemeinschaftsgärten als Heteropien im Städtischen Raum. Möglichkeiten der Realisierung von Utopien aus Sicht der Automatismenforschung“. *Soziologiemagazin* 9(1), S. 5–22.
- Palazzo, Elisa (2020). Design for Change. An Adaptive Approach to Urban Places in Transformation. In: Dominique Hes, Cristina Hernandez-Santin (Hrsg.), *Placemaking Fundamentals for the Built Environment*, S. 129–56. Singapore: Springer Singapore Pte. Limited.
- PariSozial Köln (2026a): *Bürgerzentrum Finkenbergring*. PariSozial Köln. <https://parisozial-koeln.de/start/buergerzentrum-finkenbergring> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- PariSozial Köln (2026b): *Demokratieprojekte im Bürgerzentrum*. PariSozial Köln. <https://parisozial-koeln.de/start/buergerzentrum-finkenbergring/demokratieprojekte-im-buergerzentrum> (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Pierce, Joseph, Martin, Deborah G., Murphy, James T. (2011). „Relational Place-Making. The networked Politics of Place“. *Transactions of the Institute of British Geographers* 36 (1), S. 54–70. doi.org/10.1111/j.1475-5661.2010.00411.x.
- Piribeck, Jan, Pottenger, Marty (2014). „Good Fences for Good Neighbors. A ‚Meeting Place‘ Intervention“. *Journal of Poverty* 18 (1), S. 73–81. doi.org/10.1080/10875549.2013.866802.
- Platt, Louise, Medway, Dominic (2022): „Sometimes... Sometimes... Sometimes... Witnessing Urban Place-Making from the Immanence of the ‚Middle‘“. *Space and Culture* 25 (1), S. 105–20. doi.org/10.1177/1206331219896261.
- Porter, Elizabeth, Barber, Austin (2006). „Closing Time. The Meaning of Place and State-led Gentrification in Birmingham’s Eastside“. *City* 10 (2), S. 215–34. doi.org/10.1080/13604810600736941.
- Project for Public Spaces (2007): *What is Placemaking?* Project for Public Spaces. <https://www.pps.org/article/what-is-placemaking> (letzter Zugriff am 14.04.2026).

- Project for Public Spaces (2022): *Placemaking. What if we built our Cities around Places? A Placemaking Primer*. Project for Public Spaces. https://cdn.prod.website-files.com/5811110f944272e4a11871c01/638a1fe260f36b92be75784f_2022%20placemaking%20booklet.pdf (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Reinermann, Julia-Lena, Behr, Friederike (2017). *Die Experimentalstadt. Kreativität und die kulturelle Dimension der Nachhaltigen Entwicklung*. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Relph, Edward (1976). *Place and Placelessness*. London: Pion.
- Rosa, Hartmut (2016). *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ruggeri, Deni (2021). The Agency of Place Attachment in the contemporary Co-Production of Community Landscapes. In Lynne Manzo, Patrick Devine-Wright (Hrsg.), *Place Attachment. Advances in Theory, Methods and Applications*, S. 243–60. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.
- Schaumann, Elisabeth; Simon Philipp, Christina (2018). „Urbane Interventionen im öffentlichen Raum. Transformationspotenziale in Stadtteilzentren“. *Forum Stadt* 45 (3), S. 247–58.
- Schmidt, Katharina, Vogelpohl, Anne (2022). Stadt aneignen. Alltägliche Begegnungen, nachbarschaftliche Kollektive und soziale Bewegungen in globaler Perspektive. In Yvonne Franz, Anke Strüver (Hrsg.), *Stadtgeographie. Aktuelle Themen und Ansätze*, S. 17–47. Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum.
- Schneidewind, Uwe (2014). „Urbane Reallabore. Ein Blick in die aktuelle Forschungswerkstadt“. *pnd/online (Planung neu denken)* 8 (3), S. 1–7.
- Schnur, Olaf (2008). Quartiersforschung im Überblick. Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In Olaf Schnur (Hrsg.), *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*, S. 19–55. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schnur, Olaf (2014): *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden: Springer VS (Research).
- Seamon, David (2018). *Life Takes Place. Phenomenology, Lifeworlds, and Place Making*. New York, London: Routledge Taylor & Francis Group.
- Seamon, David (2021). Place Attachment and Phenomenology. The dynamic Complexity of Place. In: Lynne Manzo, Patrick Devine-Wright (Hrsg.), *Place Attachment. Advances in Theory, Methods and Applications*, S. 29–44. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.
- Seamon, David (2022). Sense of Place. In Douglas Richardson et al. (Hrsg.), *The International Encyclopedia of Geography*, S. 1–6. Hoboken, NJ: John Wiley & Sons, Ltd.
- Selk, Veith (2023). *Demokratiedämmerung. Eine Kritik der Demokratietheorie*. Berlin: Suhrkamp.
- Silberberg, Susan, Lorah, Katie, Disbrow, Rebecca, Muessig, Anna (2013). *Places in the Making. How Placemaking Builds Places and Communities*. Massachusetts Institute of Technology (MIT).
- Stadt Köln (2020): *1. Kölner Lebenslagenbericht 2020. Sozialbericht im Auftrag der Stadt Köln*. Stadt Köln. https://www.stadt-koeln.de/mediaasset/content/V-3/koelner_lebenslagenbericht2020_bfrei_.pdf (letzter Zugriff am 14.04.2026).

- Stadt Köln – Amt für Stadtentwicklung und Statistik (2021): *Kölner Stadtteilinformationen. Zahlen 2021*. Stadt Köln. https://www.stadt-koeln.de/mediaasset/content/pdf15/statistik-standardinformationen/k%C3%B6lner_stadtteilinformationen_zahlen_2021.pdf (letzter Zugriff am 14.04.2026).
- Strauss, Anselm L., Corbin, Juliet M. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- Strauss, Anselm L., Corbin, Juliet M. (2015). *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Strübing, Jörg (2018). Grounded Theory. Methodische und methodologische Grundlagen. In: Christian Pentzold et al. (Hrsg.), *Praxis Grounded Theory. Theoriegenerierendes empirisches Forschen in medienbezogenen Lebenswelten. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*, S. 27–52. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Strübing, Jörg (2021). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils*. Wiesbaden: Springer VS.
- Strydom, Wessel, Puren, Karen, Drewes, Ernst (2018). „Exploring Theoretical Trends in Placemaking Towards New Perspectives in Spatial Planning“. *Journal of Place Management and Development* 11 (2), S. 165–80. doi.org/10.1108/JPMD-11-2017-0113.
- Tappert, Simone (2022). Urbane Nachbarschaft. Raum des Alltäglichen, Ressource und Interventions-ebene. In Matthias Drilling et al. (Hrsg.), *Nachbarschaften in der Stadtentwicklung. Idealisierungen, Alltagsräume und professionelles Handlungswissen*, S. 53–162. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Tuan, Yi-Fu (1977). *Space and Place. The Perspective of Experience*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Vogelpohl, Anne (2014). Stadt der Quartiere? Das Place-Konzept und die Idee von urbanen Dörfern. In Olaf Schnur (Hrsg.), *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*, S. 59–76. Wiesbaden: Springer VS.
- Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) (2016). *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte*. Berlin: WBGU.
- Wehrheim, Jan (2015). Quartier - Stadt - Gesellschaft. In Judith Knabe et al. (Hrsg.), *Städtische Quartiere gestalten. Kommunale Herausforderungen und Chancen im transformierten Wohlfahrtsstaat*, S. 21–41. Bielefeld: transcript Verlag.
- Weichhart, Peter (1990). *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. Stuttgart.
- West, Christina, Kück, Svenja (2019). „UrbanUtopiaLAB“. Einen Möglichkeitsraum zur Produktion von Transformationswissen schaffen. In Rico Defila, Rico, Antonietta Di Giulio (Hrsg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen*, S. 259–91. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Wright, Erik Olin (2017). *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus*. Suhrkamp Verlag.
- Yildiz, Erol (2021). „Hinterhofmoscheen“ als Transtopien. In Ömer Alkin et al. (Hrsg.), *Moscheen in Bewegung. Perspektiven auf muslimische Kultstätten der Migration*, S. 41–57. Berlin: De Gruyter.
- ZDF Magazin Royale (2025, 07 März): *Gemeinsam gegen die Einsamkeit*. ZDF. <https://www.zdf.de/video/shows/zdf-magazin-royale-102/zdf-magazin-royale-vom-7-maerz-2025-100> (letzter Zugriff am 14.04.2026).

Anhang



Anhang 1: Responsivität-Modell der Kölner Bürgerzentren